1,60 DM / Band 306
Schweiz Fr 1,70 / Österr. S 12,-

BASTEI

NEU

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Träne des Teufels

Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1300 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Spanien P 100

Die Träne des Teufels

John Sinclair Nr. 306

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 15.05.1984

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Träne des Teufels

Zuerst stellte sich eine dicke Steinmauer den Einbrechern in den Weg! Auf der Mauerkrone glänzte im matten Mondlicht der Stacheldraht. Hinter der Mauer existierten Stolperdrähte, und anschließend wurde es richtig gefährlich. Da lauerten die Bluthunde!

Der Besitzer dieses Grundstücks hatte auf jegliche Elektronik verzichtet, er vertraute auf seine Bluthunde. Und eingebrochen hatte noch niemand bei Hendrik van Doolen. Drei Versuche waren gestartet worden. Für zwei Einbrecher hatten sie tödlich geendet.

Aus diesem Grunde legte sich Hendrik van Doolen stets beruhigt zu Bett.

Keine Regel ohne Ausnahme.

Ein vierter Einbruchsversuch lief an.

Die Gestalt stieg aus einem Wagen, der nahe des Grundstücks gehalten hatte. Hinter den Scheiben war undeutlich ein blasses Gesicht zu erkennen, ein Zeichen, daß der Fahrer noch wartete.

Die Person huschte auf die Mauer zu. Sie war aus klotzigen Bruchsteinen errichtet worden. Nur die Wipfel mächtiger Platanen und Ulmen schauten darüber hinweg.

Die Gestalt blieb stehen, schaute an der Mauer hoch und stemmte sich vom Boden ab.

Ohne irgendwelche Hindernisse zu berühren, schwebte sie an der Mauer hoch und erreichte die Krone.

Es war ein unheimlicher Vorgang. Einem Zuschauer hätte der Atem gestockt. Die im Wagen wartende Person zeigte sich nicht überrascht.

Sie war so etwas gewohnt.

Wenig später stand die einsame Gestalt auf der Krone, schwebte auch über den Stacheldraht, zog den Kopf ein und bewegte sich an den knorrigen Ästen vorbei.

Auf der anderen Mauerseite verschwand sie und wurde nicht mehr gesehen. Stolperdrähte stellten für sie kein Hindernis dar. Mit einem untrüglichen Wahrnehmungssinn entdeckte sie die matt schimmernden Drähte und erreichte ein ausgedehntes Rasenstück, das als sanfter Hang dem großen Herrenhaus entgegenlief.

Wege faßten das Rasenstück ein oder durchkreuzten es. Diese Parklandschaft hätte aus dem Bilderbuch stammen können. Das vom Himmel fallende Mondlicht übergoß sie mit seinem silbrigen Schein und ließ die Bäume Schatten auf den Rasen legen.

Der Eindringling hatte es jetzt nicht mehr so eilig. Er ließ sich Zeit und schritt quer über den Rasen.

Seine Füße drückten das streichholzkurz geschnittene Gras nach unten.

Es waren kaum Geräusche zu vernehmen, und doch war die einsame Person längst bemerkt worden.

Zwei Bluthunde lauerten.

Sie hockten hinter einem dicken Baumstamm. In der Größe waren sie mit Kälbern zu vergleichen. Die Haut zeigte große Flecken. Ihre Schnauzen waren geöffnet. Zungen hingen hervor wie Lappen, Zähne blitzten.

Die Bluthunde waren gut abgerichtet. Sie warteten noch, bevor sie angriffen und verfolgten mit ihren tickigen Augen die einsam gehende Gestalt.

Der Eindringling ließ sich nicht stören. Er bewegte sich so sicher, als würde es überhaupt keine Gefahr geben. Seine außergewöhnlichen Kräfte setzte er nicht ein. Es schien als würde er den Gang zum Haus

hin genießen und sogar darauf warten, daß die Hunde kamen.
Die beiden Tiere waren erregt. Sie scharrten mit den Pfoten. Gras und Dreck flogen in die Höhe. Tückisch blitzten die Augen, und dann, wie von einem Katapult gestartet, rannten sie los.
Sie kannten die Hatz, waren darauf dressiert und blieben nicht zusammen, sondern trennten sich, um das Opfer in die Zange zu nehmen.
Einen Bogen schlugen sie. Scharf drang der Atem aus ihren Mäulern.
Er glich schon einem hektischen Hecheln. Gewaltige Sprünge brachten sie voran. Jedesmal, wenn ihre Pfoten auf den Boden schlugen, gab es ein dumpfes Geräusch. Als phantastisch konnte man das Spiel der Muskeln bezeichnen. Diese Tiere waren topfit, bei Menschen hätte man den Begriff austrainiert gebrauchen können.
Die einsame Gestalt mußte sie einfach sehen und hätte jetzt eigentlich fluchtartig verschwinden müssen, das tat sie nicht. Sie sah die Hunde und blieb stehen.
Der erste kam von rechts. Er wuchtete seinen schweren Körper näher.
Das Maul stand weit offen, die breite Zunge schlug wie eine Peitsche, in den Augen lag ein kaltes Feuer, und dicht an einem mächtigen Baumstamm vorbei huschte das Tier direkt auf den Eindringling zu.
Noch zwei Sätze…
Plötzlich, ohne daß ein sichtbares Hindernis aufgetaucht wäre, stoppte der Hund. Er stemmte dabei seine Pfoten für einen Moment ein, doch die Wucht des Schwungs riß ihn nach vorn, so daß er sich überschlug.
Als Knäuel irrte er über den Boden. Knurren und Hecheln drang aus seinem Maul, und die Gestalt wandte sich lässig ab, um dem zweiten Bluthund entgegenzuschauen.
Auch der kam.
Und der Eindringling ließ ihn.
Kraftvoll und gewaltig waren auch die Sprünge des zweiten Tieres. Er mußte einfach seinem Trieb nachkommen. Der Kopf bewegte sich hektisch auf und nieder, die Augen funkelten, auch seine Zunge schlug aus dem weit geöffneten Maul, und dann geschah etwas Unheimliches.
Den Bluthund erwischte es mitten im Sprung! Er befand sich noch in der Luft, als er das klagende Jaulen ausstieß, das so gar nicht zu ihm passen wollte. Dabei hatte die Gestalt kaum etwas unternommen. Nur einfach die Hände erhoben und die Finger gespreizt.
Das reichte schon.
Der Bluthund wurde noch in der Luft zu einem wirbelnden Kreisel.
Sein Körper zog sich zusammen, das Fell schmolz weg und hinterließ einen Rest, der wie Teer aussah.
Mehr blieb nicht zurück.
Eine schwarze Teerkugel, die, von einer kaum faßbaren Kraft

getrieben, genau auf den Baum zujagte, den der erste Bluthund vor Sekunden noch passiert hatte.
Die Kugel klatschte dagegen.
Es war ein harter, ein wuchtiger Treffer. Der teerartige Körper wurde wie eine Flüssigkeit auseinandergerissen und verteilte sich um den Baumstamm.
Reste folgten der Gravitationskraft und rannen als lange Fäden über die Rinde.
Die Gestalt drehte sich um.
Noch lebte der zweite Hund.
Er kroch so tief über den Boden, daß sein Bauch das kurzgeschnittene Gras streifte. Das Maul hielt er offen, winselnde Laute drangen hervor.
Geifer lief über seine Zunge und tropfte in das Gras.
Die Gestalt hob noch einmal die Hand. In der Dunkelheit waren die im nächsten Augenblick aus den Fingern schießenden Fäden wie feurige Spinnweben zu erkennen. Ein Netz bildete sich und erfaßte den Bluthund.
Einen Lidschlag später puffte eine Flamme in die Höhe, als hätte jemand Benzin angezündet. Das Zischen und gleichzeitige Schmelzen des Körpers waren die einzigen Geräusche auf der weiten Fläche.
Innerhalb weniger Sekunden blieb noch ein feuchter Rest zurück.
Die Gestalt wandte sich ab. Ruhig, als wäre nichts geschehen, schritt sie dem Haus entgegen. Sie ging weiterhin quer über den Rasen, bis sie den breiten Zufahrtsweg erreichte, der zu einem Parkplatz führte, wo auch die Freitreppe begann.
Marmorstufen hatte sich der Besitzer geleistet. Alles, was gut und teuer war, denn er hatte es ja.
Lautlos schwebte die Gestalt die Stufen hoch, blieb vor der Tür stehen und starrte das Schloß an.
Es dauerte nur Sekunden, da erklang ein leises, Knacken.
Die Tür war offen.
Der Eindringling hatte freien Eintritt. Was sich der Hausherr in seinen kühnsten Träumen nie vorgestellt hatte, war geschehen. Jemand überwand sämtliche Sicherheitsanlagen, ohne daß irgend etwas geschah.
Ein Wunder?
Sekunden später hatte eine große Halle die Gestalt aufgenommen.
Auch hier herrschte die kalte marmorne Pracht vor. Es war nicht völlig dunkel. Hinter einer Holzleiste versteckt war die indirekte Beleuchtung, die ihr kaltes Licht gegen die Wand und zu Boden warf.
Mehrere Türen zweigten von der Halle ab.
Eine ebenfalls aus Marmor bestehende Treppe führte in die Höhe, Die Gestalt blieb für einen Moment stehen und schaute sich um. Zum ersten Mal war sie unsicher, daran zu erkennen, wie sie mit zögernden

Schritten auf die Treppe zuschritt.

Sie wollte in einen bestimmten Raum, aber sie wußte nicht genau, wo dieser lag.

Möglicherweise im ersten Stock. Um sich genau davon überzeugen zu können, mußte sie nachschauen.

In diesem Augenblick wurde eine der zahlreichen Türen geöffnet. Sie lag rechts von der Treppe. Der in die Halle Eintretende würde den Eindringling sofort sehen.

Auch die Gestalt hörte das Geräusch. Sie stand auf der zweitletzten Stufe, lächelte kalt und drehte sich so, daß sie die Tür im Auge behalten konnte.

Zunächst erschien in Hüfthöhe etwas Langes, das wie ein vorn offener Stab aussah. Es war ein Gewehrlauf.

Der Eindringling wartete ab. Hinter dem Gewehrlauf erschien eine Gestalt. Im ersten Moment lächerlich anzusehen, weil der Mann über seinen Schlafanzug noch einen blauweiß gestreiften Bademantel gezogen hatte. Der Mantel war an der Hüfte fest verknotet. Im Gürtel steckte noch eine Pistole.

Diener oder Leibwächter. So ähnlich konnte man ihn einstufen. Er brauchte nicht einmal zwei Sekunden, um den »Dieb« zu sehen. Der erste Blickkontakt genügte, und lautlos wie ein Schatten huschte der andere zur Seite, um sofort das Gewehr zu schwenken und die Mündung gegen die Gestalt auf der Treppe richtete.

»Rühr dich nicht!«

Der Eindringling gehorchte. Sogar freiwillig hob er die Hände, und der Mann nahe der Tür setzte sich in Bewegung, um einen Halbbogen zu schlagen.

Noch hatte er die Gestalt auf der Treppe nicht richtig erkennen können. Sie stand im Dunkeln, aber der Gewehrträger kam nicht mehr dazu, sich mit dem »Dieb« zu unterhalten, denn es erwischte ihn blitzschnell und mitten in einer Schrittfolge.

Aus den Händen schossen Feuerzungen.

Dies geschah so unerwartet und rasch, daß dem Mann nicht einmal Zeit blieb, Erstaunen oder Entsetzen zu zeigen.

Voll wurde er erwischt.

Kein Schrei verließ seine Kehle, als der Körper plötzlich in Flammen stand. Es war ein kaltes, grausames, vernichtendes Feuer, das ihn vom Leben in den Tod beförderte.

Der Eindringling schaute nicht zu, wie der Mann zu Asche wurde, so daß auf dem hellen Marmor nur ein grauer Haufen zurückblieb. Er wußte um die Kraft, die er so gut beherrschte.

In der ersten Etage des Hauses fand er sich in einem langen Gang wieder. Er war ungefähr so breit wie zwei normale Hotelgänge. Auch hier heller Marmor, doch Teppiche dämpften die Schritte. Sie waren

kostbar, weich und flauschig, ähnlich wie der Rasen vor dem Grundstück.

Vor einer Doppeltür blieb der Eindringling stehen. Für einen Moment lauschte er.

Ja, das waren Atemzüge, die er da vernahm.

Er war genau richtig.

Diesmal benutzte er die Hand, um die Tür zu öffnen. Es war eine schwarze, wie verbrannt wirkende Pranke, die sich auf die Klinke legte und sie nach unten drückte.

Ein leichter Druck reichte. Die Tür schwang nach innen.

Freie Bahn für den »Dieb«.

Diejenige Person, die in diesem Zimmer schlief, liebte es nicht, wenn es ganz dunkel war. Deshalb brannte auf einem kleinen Nachttisch neben dem großen französischen Bett auch eine Lampe. Sie gab einen milden Schein ab, der nicht nur das Gesicht des schlafenden Hendrik van Doolen erfaßte, sondern sich auch auf der grünen Bettdecke verteilte.

Der Eindringling ging bis ans Ende des Bettes, blieb dort stehen und zischte: »Wach auf!«

***

Wir hatten ein neues Rätsel bekommen. Überschrift: Die Träne des Teufels.

Wer oder was verbarg sich dahinter?

Niemand wußte etwas. Weder Suko, Mandra Korab noch ich. Auf dem Flug von Indien nach London hatten wir lange darüber diskutiert, ohne jedoch zu einem Ergebnis gekommen zu sein.

Die Träne des Teufels schien ein Rätsel zu sein, das wir nicht knacken konnten.

Erfahren hatten wir von diesem Begriff durch einen sterbenden Vampir. Der Baron von Tirano, durch mein Kreuz getötet, hatte uns mit seinen letzten Worten diese Information gegeben.[1] Dabei wollten wir von ihm nur erfahren, wo sich die restlichen drei Dolche befanden.

Das hatte er anscheinend nicht gewußt, dafür die Träne des Teufels erwähnt.

War es eine Spur zu den Dolchen, die Mandra Korab so sehr vermißte, und die der oberste Höllenfürst Luzifer ihm geraubt hatte? Vielleicht, vielleicht auch nicht. Jedenfalls wollten wir davon ausgehen. Denn eine vage Spur ist besser als keine.

Da uns Schlaf fehlte, hatten wir diesen auf dem Flug ebenfalls nachgeholt.

Wir befanden uns bereits über dem europäischen Festland, als ich erwachte. Suko und Mandra hatten ihren Schlaf bereits beendet, ich

war der letzte. Allerdings fühlte ich mich kaputt, irgendwie zerschlagen, denn der Klimawechsel machte mir schon zu schaffen.

Eine freundliche Stewardeß servierte Orangensaft, den ich gern annahm.

Als ich trank, fragte Suko: »Ausgeschlafen?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Danach sieht du auch aus.«

»Danke für das Kompliment.« Ich setzte das leere Glas ab. »Aber ich gebe es zurück.«

Suko zeigte sich entrüstet. »Während du geschlafen hast, haben wir stark nachgedacht.«

»Und worüber?«

»Über die Träne des Teufels.«

»Phantastisch«, lobte ich meinen Freund. »Dann kannst du mir sicherlich sagen, was es damit auf sich hat und wo wir diese Träne finden können.«

»Leider nicht«, meldete sich Mandra hinter mir. »Wir sind zu keinem Ergebnis gekommen.«

»Das ist natürlich Pech.«

»Hast du keinen Einfall gehabt?«

»Nicht im Traum.«

Suko gab auch seinen Kommentar. »John träumt nur von heißen Mädchen, aber nicht von Tränen.«

Ich mußte lachen. Schon sehr bald kam die Order, sich anzuschnallen, was wir auch machten.

Landeanflug auf London. Wir kamen aus der tropischen Wärme in den Winter. Typischer Januarhimmel über der Riesenstadt. Dunstig, grau, wolkig. Die Stadt selbst verschwamm ebenfalls im Nebel. Man hatte die Landebahn-Beleuchtung eingeschaltet, um die Maschinen sicher nach unten zu bringen.

Auch unser Vogel schwebte der Rollbahn entgegen. Ich war froh, wieder nach London zu kommen. Irgendwie vermißte ich diese Stadt doch sehr, denn ich war einfach nicht der Typ eines Weltenbummlers, der zwischen den Erdteilen pendelte.

Wir hatten natürlich mit London telefoniert. Sir James wußte Bescheid und hatte einen Fahrer zum Flughafen geschickt, der uns so rasch wie möglich zum Yard bringen sollte.

Da wir selbst nicht auf die Lösung des Rätsels gekommen waren, sollte uns der Computer helfen. Vielleicht hatte er irgend etwas eingespeichert, das auf die Träne des Teufels hinwies.

Flug und Landung verliefen ohne Zwischenfälle. Sanft setzte der große Metallvogel auf und rollte allmählich aus.

Der Fahrer hatte uns souverän am Gepäckband aufgespürt: »Sir James ist leider in einer Konferenz«, erklärte er uns. »Er hätte gern mit

Ihnen gesprochen.«

»Das erledigen wir dann später«, sagte ich.

Der Wagen bot uns allen Platz. Auf der Schnellstraße ging es in Richtung City. Wir hatten Glück, denn der Verkehr hielt sich in Grenzen. So kamen wir zügig voran, blieben auch in der Stadt nicht im Verkehr stecken und erreichten ohne Schwierigkeiten die Victoria Street, wo sich meine Arbeitsstelle befindet, das Gebäude von New Scotland Yard.

Der Umbau war mittlerweile abgeschlossen. Jedenfalls sah ich keine Gerüste mehr.

Wir bedankten uns bei dem Fahrer, betraten das Gebäude und ließen uns in unsere Büros hochschießen.

Sacht öffnete ich die Tür. Suko und Mandra waren hinter mir geblieben. Kaum hatte ich sie einen Spalt weit aufgedrückt, als ich das sanfte Rattern der elektrischen Schreibmaschine vernahm. Glenda Perkins, unsere gemeinsame Sekretärin, saß vor der Maschine und arbeitete verbissen. Sie hatte überhaupt nicht bemerkt, daß ich dabei war, einzutreten.

Erst als ich mich räusperte, schrak sie zusammen, hob die Arme und fuhr mit einem Ruck von ihrem Stuhl hoch.

»Hallo Mädel!« sagte ich.

Glenda starrte mich an, als wäre ich ein Geist. Sie war blaß geworden.

»Du?« fragte sie.

»Sicher, wer sonst? Und nicht allein, meine Liebe.« Ich trat einen Schritt nach vorn, um meinen Freunden Platz zu schaffen.

Zu dritt bauten wir uns vor Glenda auf. Sie wurde leicht rot, als sie diese geballte Männlichkeit sah. Vielleicht lag es auch an Mandra Korabs Lächeln. Wie ich wußte, schwärmte Glenda heimlich für ihn, ohne es ihm allerdings zu zeigen.

Sie sah schick aus in ihrem aus bunten Flicken bestehenden Lederkleid und dem locker fallenden schwarzen Haar, das von zwei Spangen geziert wurde.

»Neu?« fragte ich.

»Was?«

»Das Kleid.«

Sie schaute an sich herunter. »Ja, ich habe es mir zu Weihnachten gegönnt.«

»Steht dir wirklich gut.« Ich lachte und nahm sie in die Arme. »Wir sind wieder zu Hause, Mädchen«, sagte ich lachend. »Und weißt du, was ich besonders vermißt habe?«

»Nein.«

Mit dem Zeigefinger strich ich ihr über den Nacken. »Deinen Kaffee, Glenda.«

Sie drückte sich von mir. »Und mich nicht?«

»Natürlich, dich auch.«

»Ach, hör auf! Das sagst du nur so. Beim Kaffee bist du ehrlich, das weiß ich. Aber mich hast du vergessen. Es gibt ja auch genügend andere schöne Mädchen in allen Erdteilen.«

»Dazu hatten wir leider nicht die Zeit«, bemerkte Suko und begrüßte Glenda ebenfalls, allerdings nicht so intim wie ich.

Mandra reichte ihr auch die Hand, dann verschwanden wir in unserem Büro, ließen die Tür offen und hörten schon bald das Zischen der Kaffeemaschine.

Suko streckte einen Arm aus und deutete auf unsere beiden Schreibtische. »Schau mal.«

Ich nickte betrübt. »Das sehe ich.«

»Wer arbeitet die Akten auf?« fragte der Inspektor. »Freiwillige vor.«

Keiner meldete sich. Wenn ich nur daran dachte, wurde mir schon ganz anders. Dennoch fing ich an. Suko und Mandra wunderten sich, als ich die Akten packte und damit begann, sie neben dem Fenster auf den Boden zu stapeln.

»Da gehören sie hin. Ich will wenigstens Platz für meinen Kaffee haben.«

Suko half mir. Bald war der Schreibtisch bis auf einige Blätter leer.

»Setz dich«, sagte ich zu Mandra Korab und holte den Besucherstuhl heran. »Es kostet das gleiche Geld.«

Mandra nahm Platz. »Du scheinst ja in Form zu sein, mein lieber John.«

»Das macht die Londoner Luft.«

»So gut finde ich sie gar nicht.«

»Immerhin bekommt sie mir besser als die am Ganges. So sehr riecht es hier nicht.«

»Da hast du recht.«

Glenda kam. Sie trug ein Tablett, auf dem drei Tassen standen. Mit dem Ellbogen drückte sie die Tür weiter auf, und der Kaffeeduft schwang uns schon entgegen.

»Herrlich«, sagte ich und verdrehte die Augen. »Das habe ich wirklich lange vermißt.«

»Was hast du denn getrunken?« fragte sie.

»Nichts.«

Glenda stellte das Tablett ab. »Wer es glaubt, wird selig«, sagte sie und wollte wieder gehen.

Ich hielt sie am Arm fest. »Bleib doch noch ein wenig«, bat ich sie, stand auf, bot ihr meinen Platz an und pflanzte mich auf die Schreibtischkante. »Was gibt es Neues?«

»Hier?«

»Ja.«

Sie hob die Schultern. »Kaum etwas. Scheint alles sehr ruhig zu sein. Ich habe nichts gehört. Bill Conolly hat hin und wieder angerufen. Den dreien geht es gut. Außerdem war Shao ein paar Tage bei ihm, aber sonst ist nichts geschehen.«

»Und Myxin?«

»Schweigen im Walde, John.«

Ich runzelte die Stirn und nickte. Der kleine Magier war unser großes Problem. Myxin hatte vor kurzem die Seite gewechselt und sich Mandraka, einem Schwarzblut-Vampir angeschlossen. Wie es aussah, stand er voll und ganz auf der Seite des Bösen, denn er war nicht einmal davor zurückgeschreckt, mich umbringen zu wollen. Geschafft hatte er es nicht, denn Kara hatte auf telepathischem Wege eingegriffen. Aber der Fall Myxin war nach wie vor noch nicht gelöst.

Dieser Druck lastete auf meiner Seele. Ich wußte wirklich nicht, wie sich die Zukunft gestalten würde, was ihn betraf. So völlig hatte ich ihn nicht abgeschrieben.

Im Moment jedoch waren die sieben Dolche wichtiger.

Auf dieses Thema kam auch Glenda zu sprechen. »Habt ihr die Dolche gefunden?« fragte sie.

»Vier«, antwortete Mandra. Er schlug sein Jackett zurück, so daß Glenda die vier Griffe der Waffen sehen konnte. Die Klingen steckten in weichen Scheiden, nur die Griffe schauten hervor.

»Da fehlen aber noch drei.«

»Eben.« Mandra nickte. »Und diese drei wollen wir finden, so schwer es auch für uns sein wird.«

»Habt ihr Spuren?« Mit dieser Frage wandte sich Glenda Perkins an mich.

Ich hob die Schultern. »So gut wie keine, nur einen vagen Hinweis, der sich als verdammt harte Nuß herausgestellt hat, denn dieses Rätsel haben wir bisher nicht lösen können.«

»Vielleicht kann ich euch helfen.«

»Wohl kaum.«

Glenda blieb hart. »Versuch es trotzdem«, sagte sie. »Wo drückt denn der Schuh?«

»Überall«, erklärte ich. »Ein sterbender Vampir hat uns den Hinweis auf die Träne des Teufels gegeben. Was das allerdings ist, haben wir nicht herausbekommen.«

Glenda lehnte sich in meinem Stuhl zurück. Mit einem Finger kratzte sie sich an der Stirn. »Die Träne des Teufels«, murmelte sie, »davon habe ich vor kurzem noch etwas gehört.«

Wir horchten auf. »Mach keinen Unsinn, Mädchen! Willst du uns auf den Arm nehmen?«

Glenda schüttelte so heftig den Kopf, so daß ihre schwarze Lockenpracht hin und her flog. »Ich habe tatsächlich etwas über die

Träne des Teufels gehört. Weiß nur nicht mehr, wo das war.«

Plötzlich waren wir gespannt. Ich beugte mich vor und legte beide Hände auf Glendas Schultern, »Denk genau nach. Laß dir auch Zeit. Wenn du uns tatsächlich helfen kannst, gebe ich dir ein prächtiges Essen aus…«

»… das ich bezahle«, sagte Mandra.

»Meinetwegen.«

Glenda stand auf. Meine Hände rutschten von ihren Schultern ab, und ich sah zu, wie die schwarzhaarige Sekretärin in meinem Büro auf- und abschritt. »Gesprochen habe ich mit keinem darüber«, murmelte sie. »Es hat mir auch niemand etwas davon erzählt. Dennoch habe ich den Begriff gehört.«

»Vielleicht hast du ihn gelesen«, sagte Suko.

Glenda stoppte und fuhr scharf herum. Sie streckte ihre linke Hand aus. »Genau das ist es, Suko. Ich habe darüber gelesen. Jetzt fällt es mir wieder ein.«

Das lief besser, als wir dachten. »Und wo?«

Glenda schaute mich an. »In einem Katalog. Es war vor Weihnachten. Ich ging durch die Stadt und habe mir von einem Wühltisch eine Zeitschrift über Schmuck gekauft.« Ihre Augen wurden groß, als sie in mein Gesicht blickte. »Ja, John, das ist es. Es stand in dem Buch über Schmuck. Da waren die kostbarsten und geheimnisvollsten Diamanten der Welt aufgezählt. Unter anderem auch die Träne des Teufels. Der Name ist mir deshalb in Erinnerung geblieben, weil er so seltsam klang.«

Wir schauten uns an. Lange hatten wir gerätselt, ohne zu einem Ergebnis gekommen zu sein. Nun wußten wir Bescheid.

Die Träne des Teufels war ein Diamant!

***

Hendrik van Doolen war überzeugter Junggeselle. Wenn er eine Frau haben wollte, ließ er sie zu sich kommen. Er kannte die besten und diskretesten Callgirls der Welt, und es waren manchmal Tage, die er mit ihnen verbrachte, bevor die Mädchen wieder nach Hause fuhren oder flogen.

Die meiste Zeit des Jahres kümmerte er sich um seine reichlichen Geschäfte, denn er gehörte zu den Spitzenmaklern der Welt. An Filmstars, an Politiker, an Wirtschaftsbosse, an Adelige, an sie alle hatte er Grundstücke verkauft und auch dabei so gute Fischzüge gemacht, daß er vom Verkauf seiner erworbenen Grundstücke Millionen kassieren konnte.

Das alles war vor Jahren gewesen, und der 53jährige Hendrik van Doolen hatte beschlossen, ein wenig kürzer zutreten und sich mehr seinem Hobby zu widmen.

Es waren die Diamanten!
Edle Steine, für die er schon ein Vermögen ausgegeben hatte. Er war ein Mensch, der sich von der Pracht dieser Materialien blenden ließ und viel aufs Spiel setzte.
Vor allen Dingen für einen Diamanten.
Die Träne des Teufels!
Als er davon hörte, war ihm sofort klar, daß er den Stein besitzen mußte. Über zwei Jahre forschte er nach, schickte Detektive aus, und im dritten Jahr endlich war ihm ein Erfolg beschieden. Er wußte, wo sich der Diamant befand.
Nun mußte er ihn erwerben. Das dauerte abermals fast ein Jahr. Er verkaufte alle anderen Steine, nur um die Träne des Teufels in seinen Besitz zu bekommen.
Es klappte.
Plötzlich war er Eigentümer dieses handgroßen Steins. So etwas war einmalig auf der Welt. Er hatte ihn tagelang nur angestarrt und sich an seiner kalten, funkelnden Pracht begeistert. Wer diesen Stein so geschliffen hatte, mußte ein Meister seines Fachs gewesen sein.
Die Herkunft des Diamanten lag im Dunkeln. Trotz intensiver Forschungen hatte es van Doolen nicht herausbekommen, sondern nur Gerüchte gehört. Angeblich sollte der Stein aus der Hölle stammen und vom Teufel selbst hergestellt worden sein. Und zwar aus einer Träne, die seinen Augen entlief.
So sagte es die Legende…
Hendrik van Doolen wollte den Stein stets um sich haben. Deshalb hatte er ihn auch nicht in einem Banksafe deponiert, sondern in einem Tresor bei ihm zu Hause.
Dort lagen Gelder aus dunklen Geschäften, wichtige Unterlagen und eben der Stein.
Jeden Abend, bevor sich van Doolen zur Ruhe legte, schaute er sich den Stein noch einmal an. Mit diesem Gefühl in der Brust schlief es sich für ihn viel besser.
Schlafen gehörte zu seinen Lieblingsbeschäftigungen. Sofern es sich einrichten ließ, ging er stets früh zu Bett, stand am nächsten Morgen auch sehr zeitig auf, um im Hallenpool seine Runden zu drehen.
Er schlief oft, aber nicht sehr tief und fest. Kleinste Geräusche, die nicht in den normalen Rahmen paßten, konnten ihn sehr schnell aufwecken.
So war es auch in dieser Nacht, als er plötzlich die Stimme hörte, die ihm nur zwei Worte entgegenschleuderte.
»Wach auf!«
Van Doolen hörte sie, sein innerer Wecker schaltete auf Alarm, und er schoß blitzschnell in die Höhe. In einer sitzenden Haltung blieb er, strich über sein Gesicht, fuhr in die grau gewordenen Haare und rieb

sich danach die Augen.

Was er da zu sehen bekam, war unwahrscheinlich. Vor seinem Bett stand eine Person.

Ein Fremder!

Van Doolen konnte ihn nicht genau erkennen. Das Licht der Lampe streifte ihn nicht, weil es nur auf das Bett gerichtet war, deshalb blieb der Eindringling im Dunkeln.

Van Doolen fürchtete sich nicht in erster Linie vor dem Dieb, vielmehr dachte er darüber nach, wie es dem Fremden gelungen war, trotz der Sicherheitssperren Grundstück und Haus zu betreten.

Die Bluthunde hatten ihn nicht aufgehalten. Diese Tatsache ließ tief blicken.

Mittlerweile hatte er die Müdigkeit abgeschüttelt, starrte nach vorn und sah, daß sich die Gestalt bewegte. Seine Kehle war noch rauh, er hatte Mühe, Worte zu formulieren und mußte sich einige Male räuspern, bevor er die erste Frage stellen konnte.

»Was wollen Sie?«

Der Eindringling gab keine Antwort. Dafür ging er noch weiter vor und erreichte den Lichtschein. Sofort blieb er stehen.

Van Doolen war den Bewegungen gefolgt, und als er die Gestalt jetzt genau sehen konnte, glaubte er zu träumen.

Das war kein Mensch, das war ein Monster!

Ein langes, dunkelgrünes, sackähnliches Kleid verdeckte die Gestalt.

Aus dem Kragenloch schaute ein magerer Hals hervor, darüber befand sich der Kopf.

Welch ein Schädel!

Pechschwarz, verbrannt, geschrumpft, mit kalten, weißen Augen, die tief in den Höhlen lagen, einem Mund, der kaum zu erkennen war und einer hohen Stirn, aus der zwei dünne, giftgrüne Schlangen wuchsen, die ihre Körper ringelnd bewegten.

Haare waren kaum auf dem Schädel zu erkennen. Dafür jedoch die Hände, die bereits Klauen glichen. Beide stachen aus den Ärmellöchern des Kleides hervor, und die langen, gekrümmten Fingernägel zeigten einen matten dunklen Glanz.

Hendrik van Doolen hatte bereits einige Kostümbälle und karnevalistische Feste hinter sich gebracht, aber in diesem Fall war ihm sofort klar, daß es kein Kostüm war, das der Eindringling trug. Diese Gestalt mußte man als echt bezeichnen.

Keine Maskierung!

Angst?

Van Doolen horchte in sich hinein, ob er das richtige Gefühl der Angst verspürte. Nein, das war nur Beklemmung, keine Angst. Sein Herzschlag hatte sich nur ein wenig beschleunigt, auch der Schweißausbruch hielt sich in Grenzen. Der Makler gestand sich selbst

ein, daß noch immer die Neugierde überwog.

»Wer sind Sie?« hauchte er.

Zum ersten Mal bekam er eine Antwort. Keine krächzende Stimme schwang ihm entgegen, sondern eine fast normale Frauenstimme. »Ich bin Wikka.«

Im Sitzen hob der Makler die Schultern. »Tut mir leid«, erwiderte er, »ich habe noch nie von Ihnen gehört.«

»Das wird sich ändern.«

Van Doolen ging überhaupt nicht darauf ein. Er fragte nur: »Wie sind Sie hereingekommen?«

»Durch die Tür.«

»Und man hat Sie gelassen?«

»Natürlich.«

Van Doolen runzelte die Stirn. Er stellte fest, daß die Schweißausbrüche zugenommen hatten. »Ich… ich hatte Sicherheitsmaßnahmen eingebaut«, erklärte er.

»Du meinst die Zäune und die Bluthunde?«

Der Makler nickte.

»Mauer und Zäune stehen noch. Die Hunde gibt es nicht mehr. Ich habe sie vernichtet.«

Van Doolens Kehle wurde trocken. Er schluckte. »Wie haben Sie das denn geschafft?«

»Es war leicht. So kleine Tierchen können mich nicht erschrecken. Da müssen Sie schon mit anderen Dingen kommen.«

»Und Rod?«

»Du meinst den Aufpasser?«

»Ja…«

»Er liegt unten - als Asche!«

Dem Makler verschlug es die Sprache. Was er da erlebte, durfte eigentlich nicht Wirklichkeit sein, so etwas konnte es auch nicht geben.

Er glaubte aber dieser Person. Und Rod war wirklich zu Asche geworden.

Ein Wahnsinn. Doch wer das Haus ohne Schwierigkeiten betreten konnte, schaffte das andere auch.

»Sie haben meine erste Frage noch nicht beantwortet«, fuhr der Makler fort. »Was wollen Sie also?«

»Sie haben etwas in Ihrem Besitz, das ich mir nehmen werde.«

Van Doolen wußte genau, wovon die unheimliche Person sprach.

Dennoch fragte er nach. »Was soll es denn sein?«

»Die Träne des Teufels!«

***

Ich holte tief Luft. Es dauerte eine Weile, bis ich meine Antwort

formulieren konnte. »Glenda, wenn das stimmt, was du uns da gesagt hast, dann hast du bei uns allen einen Stein im Brett, und wahrscheinlich bei Mandra einen besonders großen.«

Der Inder nickte bestätigend.

Glenda fragte nur. »Was soll denn daran nicht stimmen?«

Ich verzog den Mund. »Ja, was soll daran nicht stimmen?« wiederholte ich. »Wenn du es so siehst, hast du recht, in der Tat.« Ich schüttelte den Kopf. »Da zermartern wir uns das Hirn über den Begriff Träne des Teufels, und Glenda weiß Bescheid.«

»Ihr solltet mich eben Öfter um Rat fragen«, erwiderte sie spitz.

Ich nickte. »Das Gefühl habe ich allmählich auch.«

Suko schlug mit der flachen Hand auf den Schreibtisch und stand gleichzeitig auf. »Was nutzt uns das lange Herumsitzen, wir sollten noch mehr Informationen haben. Befindet sich das Buch noch in deinem Besitz, Glenda?«

»Natürlich.«

»Und wo ist es jetzt?«

»In meiner Wohnung.«

Auch ich rutschte von der Schreibtischkante. »Nichts wie hin«, sagte ich.

»Jetzt?«

»Am besten vorgestern«, antwortete ich der erstaunt schauenden Sekretärin.

»Auf mich könnt ihr ja verzichten«, sagte Suko. »Ich möchte mich nur kurz bei Shao melden. Kommt ihr wieder hierher zurück?«

»Klar.«

Glenda, Mandra und ich verschwanden. Die Sekretärin hatten wir in die Mitte genommen. Da mein Bentley in der Tiefgarage stand, mußten wir uns mit einem Leihwagen begnügen.

Wenig später waren wir unterwegs. Glenda war aus ihrer ehemaligen Wohnung ausgezogen, da sie an dieses Haus zu schreckliche Erinnerungen besaß.[2] Sie lebte jetzt in einem Apartment. Es befand sich in einem neuerbauten Wohnturm an der Grenze zum Stadtteil Mayfair.

Wie Glenda mir aber versichert hatte, fühlte sie sich dort auch nicht wohl und sah sich bereits nach einer neuen Bleibe um.

Wir fanden genügend Parkraum und schossen mit dem Lift in die achte Etage hoch. Glenda schloß auf.

Das Geräusch eines eingeschalteten Staubsaugers empfing uns. Eine Putzfrau war dabei, den Teppichboden zu säubern. Strafend schaute sie uns an, als wir über die frisch gereinigten Stellen schritten. Vielleicht wunderte sie sich auch darüber, daß eine Mieterin gleich mit zwei Männern ihre Wohnung betrat.

Trübes Licht erhellte das Wohnzimmer. Die Tür zum Bad stand offen.

In dem fensterlosen Raum hing noch der letzte Geruch von der Morgendusche.

»Setzt euch doch«, bat Glenda. »Ich muß erst suchen.« Mit diesen Worten verschwand sie im Schlafzimmer.

Ich zündete mir eine Zigarette an und lehnte mich auf der grasgrünen Couch zurück.

»Hoffentlich haben wir Glück«, murmelte Mandra. Er zog ein bedenkliches Gesicht. Seine Arme hatte er angewinkelt und die Ellenbogen auf die Knie gestützt.

»Einmal müssen wir ja Glück haben.«

Mandra hob die Schultern. »Wenn ich nur wüßte, was der Diamant und der Dolch Gemeinsames haben?«

»Das finden wir auch noch heraus.«

Glenda kam zurück. In der rechten Hand schwenkte sie einen dünnen Katalog. Sie strahlte uns an. »Ich wußte doch, daß ich ihn noch hatte.«

Aufgeschlagen legte sie den Katalog auf den Tisch. »Da steht etwas über die Träne des Teufels.«

Ich sah genauer hin. Mandra hatte sich neben mich gesetzt, um auch sehen zu können. »Wo ist denn die Abbildung?«

Glenda sah mich erstaunt an. »Die gibt es nicht. Lies doch den Text, dann wirst du schon verstehen.«

Ich klemmte die Zigarette am Aschenbecherrand fest und vertiefte mich in den Bericht. Dabei hielt ich ihn so, daß auch Mandra mitlesen konnte.

Um den Stein rankte sich ein Geheimnis. Angeblich sollte er zu den wertvollsten Diamanten der Welt zählen, wenn er nicht sogar der wertvollste war. Wo er allerdings herkam, blieb ungewiß. Man war da nur auf Vermutungen angewiesen. Jemand sprach von dem russischen Großfürsten Rasputin, ein anderer brachte einen geheimnisvollen Mönch aus Tibet ins Spiel. Eine dritte Theorie besagte, daß der Stein aus der Hölle stammen sollte und vom Teufel persönlich geschaffen worden wäre. Eine genaue Beschreibung war ebenfalls nicht angegeben, aber man sprach von einem außergewöhnlichen Schliff, der wohl einmalig war. Sogar über den Besitzer stand etwas geschrieben.

Angeblich sollte er dem Belgier Hendrik van Doolen gehören. Etwas Genaueres wußte jedoch niemand.

Ich legte den Katalog wieder zurück und schaute dabei in Glendas gespanntes Gesicht. »Zufrieden, John?«

»Einigermaßen.«

»Den Namen van Doolen habe ich noch nie gehört«, sagte Mandra.

»Du vielleicht?«

»Nein. Nur muß der Knabe meiner Ansicht nach sehr reich sein.« Ich nahm den Katalog wieder an mich und schlug die Seite mit dem

Impressum auf. Unter Umständen konnte mir der Verlag oder das Druckhaus weiterhelfen, das den Katalog auf den Markt gebracht hatte.

Eine Telefonnummer war angegeben. Ich klingelte an, wurde ein paarmal weiter verbunden und geriet an den kompetenten Gesprächspartner.

Ein Mr. Hayden meldete sich.

Ich stellte mich vor und hörte, daß sich Mr. Hayden überrascht räusperte, als er hörte, daß ich Polizist war. »Was können wir denn für Scotland Yard tun?« fragte er.

»Es geht um die Träne des Teufels!«

Er lachte. »Meine Güte, glauben Sie an das Märchen?«

»Was für ein Märchen?«

»Daß der Diamant aus dem Augenwasser des Teufels hergestellt sein soll.« Hayden setzte ein Lachen hinterher. »Wissen Sie, Sir, das ist bei Diamanten oft so. Man geheimnist etwas hinein, daß es überhaupt nicht gibt. Überlegen Sie mal. Aus den Tränen des Teufels soll dieses Ding hergestellt worden sein. Das ist kaum zu fassen.«

Ich wechselte das Thema. »Stimmt es, daß ein gewisser van Doolen den Stein besitzt?«

»Fest steht nichts«, kam die zögernde Antwort. »Die Gerüchteküche dreht sich halt.«

»Wissen Sie, wo der Mann wohnt?«

»Ja, in Belgien. Antwerpen, glaube ich.«

»Genaue Adresse?«

»Habe ich nicht, sorry.«

Ich hatte noch eine Frage. »Können Sie mir den Beruf des Mannes verraten. Wer so einen wertvollen Stein besetzt, muß meines Erachtens Geld wie Heu haben.«

»Er ist Makler, Sir. Was immer man darunter verstehen mag. Kann ich sonst noch etwas für Sie tun?«

»Im Moment nicht, aber ich danke Ihnen für die Auskunft.«

»Keine Ursache. Aber eine Bitte hätte ich, Sir. Wenn Sie den Stein gefunden haben, könnten Sie ihn dann fotografieren und mir einen Abzug überlassen?«

»Ich werde sehen, was sich machen läßt.« Mit dieser Antwort legte ich auf.

Glenda und Mandra schauten mich gespannt an. Sie hatten nicht das gesamte Gespräch mitbekommen, deshalb mußte ich sie über die Fakten aufklären. Das tat ich auch.

»Dann müssen wir also wieder reisen«, stöhnte der Inder.

»Klar, aber diesmal nicht so weit. Wenn du es mit Indien vergleichst, kannst du von hier nach Belgien schwimmen.«

»Das mach mal vor.«

»Später«, sagte ich, »später…«

***

Der Makler blieb steif in seinem Bett sitzen. Er hatte das Gefühl, in seinen Adern würde kein Blut mehr kreisen, sondern Eiswasser. Alles würde er hergeben, sein Vermögen, das Haus, Aktienpakete, Beteiligungen, nur den Diamanten nicht. Deshalb schüttelte er auch den Kopf. »Tut mir leid, ich weiß nicht, wovon Sie reden.«

Wikka sagte nichts. Sie blieb nur stehen und nickte leicht. »Sie wissen es wirklich nicht?«

»Nein!«

»Du bist dumm, mein Junge.« Sie fiel wieder in einen lockeren Tonfall und demonstrierte im nächsten Augenblick ihre Macht. Beide Klauen klatschten gegeneinander, und aus ihrem Mund drangen dunkle, gefährlich klingende Laute.

Das Licht begann zu flackern und leuchtete das Gesicht des Maklers an, als würde es von einem alten Filmstreifen auf eine Leinwand projiziert. Van Doolen krallte seine Hände in die Bettdecke. Er konnte den Blick nicht von der unheimlichen Person und deren Händen wenden. Zwischen den wie verbrannt wirkenden Flächen begann es zu knistern, und aus ihnen hervor sprühte eine lange Funkenspur in die Höhe.

Der Mann verfolgte sie, bis aus den Funken plötzlich kleine Flammen wurden, die in der Luft tanzten und sich allmählich senkten. Dabei glitten sie auf das Bett zu.

Der Makler öffnete den Mund. Er wollte etwas sagen, dabei aus dem Bett springen, doch er saß dort wie angenagelt Im nächsten Augenblick schrie er auf. Die Flammen waren auf die Decke gefallen und setzten sie sofort in Brand. Das Feuer zuckte dicht vor seinem Gesicht in die Höhe, eine gewaltige lodernde Flamme, deren blaurotes Licht über sein Gesicht zuckte.

Noch spürte er keine Hitze, dennoch wußte er, daß die Flammen die Macht hatten, ihn zu verbrennen. Sie wurden von der Gestalt dirigiert, die neben seinem Bett stand und sich Wikka nannte.

»Willst du jetzt reden?« fragte sie.

Von van Doolen aus gesehen, stand sie hinter der Flammenwand, und die Umrisse ihres Körpers zitterten, als wäre sie nur mehr eine gespenstische schwarze Wolke.

Der Makler schwieg!

Lieber wollte er sterben, als das Geheimnis preisgeben. »Nein!« ächzte er, »nein, ich…«

Die Flamme neigte sich und kam näher. Jetzt weiteten sich die Augen des Mannes vor Entsetzen. Er fühlte die Hitze, die gegen sein Gesicht strömte und vernahm die flüsternd ausgestoßenen Worte der Hexe.

»Ich habe sie so eingestellt, daß sie dir die Haut vom Körper brennt! Du wirst leiden, du wirst…«

»Neiiinnn…«

»Schrei nur, hier hört dich niemand. Du kannst nicht anders. Nicht einmal deine Hände heben!«

Hendrik van Doolen versuchte es. Er bekam sie tatsächlich nicht in die Höhe. Sie lagen auf der Bettdecke, als wären sie dort angeklebt worden.

Für den Makler brach eine Welt zusammen. Er sah, wie die Flamme sich weiter neigte, die Hitze in seinem Gesicht größer wurde und er das Gefühl bekam, die Haut würde ihm von der Stirn fallen.

Im nächsten Moment brüllte der Makler auf. Sein Gesicht schien ein einziges Flammenrad zu sein, und er hörte wieder die Frage der unheimlichen Hexe.

»Hast du den Stein?«

Das Nein lag ihm noch immer auf den Lippen, aber er traute sich nicht, es auszusprechen. Genau in diesem Moment vervielfältigten sich die Schmerzen auf seinem Gesicht.

Das Brüllen des Mannes klang schaurig, und das gestammelte »Ja« hatte wohl nur Wikka vernommen.

»Wer sagt's denn?« flüsterte sie, lächelte und rieb sich die Hände.

Augenblicklich sank die Flamme ineinander. Nur ein blasser Streifen blieb, der sich zum Fußende des Betts hinbeugte, sich löste und zwischen Wikkas Hände tauchte.

Es war alles wieder normal.

Nichts blieb mehr zurück. Kein verbranntes Bett, kein zerstörtes Gesicht, nur eben das der Hexe.

Schweißnaß und bis zur physischen Grenze erschöpft, hockte der Makler in seinem Bett. Er drückte den Rücken gegen das hochkant gestellte Kissen. Dabei starrte er die unheimliche Gestalt mit dem schwarzen Gesicht an.

»Ich hätte es noch schlimmer machen können«, erklärte Wikka lässig.

»Du weißt, daß ich die Natur manipuliere.«

»Wer kann das schon?« ächzte der Makler.

»Zum Beispiel eine Hexe.«

Van Doolen fühlte über seine Stirn. Nichts war dort zurückgeblieben.

Die Haut war nach wie vor da. Sie war auch nicht ausgetrocknet, im Gegenteil, er spürte noch den Schweiß. Die letzten Worte gingen ihm nicht mehr aus dem Kopf. »Du bist eine Hexe?« hauchte er.

»Wie du siehst.«

»Aber es gibt keine Hexen. Das sind Figuren aus Märchen, Sagen und Legenden.«

Wikka schüttelte ihren häßlichen Schädel. »Wer dir das gesagt hat, lügt. Eine Hexe steht vor dir. Es gibt mich ebenso wie den Satan,

dessen Dienerin ich bin.« Sie vollführte eine unwirsche Handbewegung. »Nun will ich endlich den Diamanten.«

Der Makler atmete tief durch. Im Magen spürte er den Druck.

Gleichzeitig zitterte er am gesamten Körper. Schwer saugte er die Luft sein. Was er hier erlebte, war schlimmer als ein Alptraum. Er sollte und mußte hergeben, wofür er ein halbes Leben gekämpft hatte.

»Beeil dich!« Die Stimme unterbrach seinen Gedankenstrom.

»Ja, ja.« Van Doolen nickte. Er wälzte sich auf die Seite, um aus dem Bett zu steigen. Dabei fiel sein Blick auf die kleine goldene Uhr neben der Lampe.

Noch eine Stunde bis Mitternacht!

Neben dem Bett standen seine Pantoffeln. Van Doolen schlüpfte hinein, stemmte sich in die Höhe und stellte fest, daß er sich kaum auf den Beinen halten konnte.

Er starrte auf die Wand.

Die kostbare Seidentapete zeigte einen leichten Schrägstreifen, der glänzte, als wäre er mit Gold überpinselt worden. In direkter Blickrichtung hing auch ein Bild.

Ein Stilleben. In einer Schale befand sich Obst. Pfirsiche, Orangen, Bananen. So echt und natürlich gemalt, daß man das Gefühl bekommen konnte, hineinbeißen zu müssen.

Er hatte es gemacht wie früher. Der Safe befand sich hinter dem kostbaren Gemälde.

Gab es noch ein Zurück?

Nein, nicht mehr. Nur einen Trumpf konnte er noch ausspielen.

Gewissermaßen die letzte Sicherung einsetzen, die er in seinen Plan eingeführt hatte.

Innerhalb des Safes befand sich ein kleiner Trommelrevolver. Er war stets geladen und schußbereit.

Bisher hatte ihn van Doolen nicht einzusetzen brauchen, das würde sich nun ändern.

Mit zitternden und vorsichtigen Schritten trat er auf das Bild zu. Dicht davor blieb er stehen und breitete die Arme aus, damit er die unteren Kanten des Ölgemäldes umfassen konnte.

Wikka ließ ihn keinen Augenblick aus den Augen. Kalt und gefühllos starrte sie ihn an. Die Schlangen in ihrer Stirn schienen zu gefrorenen, dicken Fäden geworden zu sein. Jedenfalls bewegten sie sich nicht, sie zuckten auch nicht. Sie stachen nur aus der oberen Gesichtshälfte und beobachteten.

»Wo hast du den Schlüssel?« fragte Wikka lauernd.

»Immer bei mir.« Es stimmte. Der Makler trug ihn an einer kleinen Kette um den Hals. Er winkelte den Arm an. Seine Hand verschwand im Ausschnitt der seidenen Schlafanzugjacke. Sehr schnell hatte er den kleinen Schlüssel gefunden. Eine Spezialanfertigung, das Meisterwerk

eines hochbegabten Feinmechanikers. Da war jedes Teil vorzüglich geschliffen und gestanzt worden. Millimeterarbeit.

Er ließ den Schlüssel vor der Brust hängen und nahm zunächst einmal das Bild von der Wand. Sehr vorsichtig stellte er es ab. Innerhalb der Seidentapete wurden die Umrisse eines Safes sichtbar. Er war nicht sehr groß. Ungefähr so breit, daß ein Schnellhefter hineingeschoben werden konnte.

Der Mann streifte die Kette über den Kopf. Für einen Moment drehte er den kleinen Schlüssel zwischen Daumen und Zeigefinger. Die Zunge huschte aus dem Mund und fuhr über die trockenen Lippen.

Still war es geworden. Auch der Makler hatte seine Atmung reduziert.

Er holte nur mehr durch die Nase Luft.

Als er seinen rechten Arm anhob, zitterte die Hand so stark, daß er bei den ersten beiden Versuchen das Schloß verfehlte. Er mußte noch einmal nachsetzen, traf genauer und drehte den Schlüssel zweimal herum.

Eine leises Knacken ertönte hinter der Stahltür, die durch Innendruck von allein aufschwang und dem Makler entgegenfuhr.

Auch Wikka war nervös. Sie konnte sich kaum beherrschen, trat zwei Schritte vor, schaute an van Doolen vorbei und in das Innere des Safes.

Dort lag nichts!

Die Hexe starrte, wie auch der Makler, auf eine graue Trennwand, die ein Codeschloß besaß.

»Wenn du mich reinlegen willst…«

»Nein, nein« sagte der Mann schnell. »Ich habe nur eine besondere Sicherung eingebaut.«

»Dann öffne sie!«

»Sofort!« Auch van Doolen wollte es hinter sich bringen. Er konnte die Spannung nicht mehr länger ertragen. Sie setzte ihm zu, sie belastete ihn schwer. Für ihn war jetzt wichtig, daß er - wenn der Safe offen stand -, auch an die Waffe herankam. Er mußte sie hervorreißen, herumfahren und schießen.

Nein, das wollte er nicht. Ein anderer Plan war besser.

Mit Daumen und Zeigefinger faßte er das kleine Coderad und drehte vorsichtig die nur ihm bekannte Zahlreihe. Innerhalb des großen Rads befand sich noch ein kleines. An seinen äußeren Rändern wies es Buchstaben auf. Auch sie mußten in die korrekte Reihenfolge gebracht werden. Es war für Hendrik van Doolen kein Problem.

Wieder klickte es. Ein Zeichen, daß der Code eingerastet war. Nichts stand einer völligen Öffnung des Safes mehr im Wege. Die Trenntür in der Mitte besaß einen schmalen Griff. Van Doolen umfaßte ihn. Ein saugendes Geräusch entstand, als die Luft entwich. Die Stahltür

schwang auf und gab den Blick ins Innere des Safes frei.

Der Tresor war in zwei Hälften unterteilt worden. In der unteren lag nur Geld. Scheine in den härtesten und wichtigsten Währungen der Welt. Dollar, DM und Yen. Selbstverständlich waren auch Schweizer Franken dabei.

Oben lagen Papiere. Eingeklemmt in Hefter. Drei waren es insgesamt, und auf ihnen, gewissermaßen als Schmuck, konnte der Betrachter ein schmales schwarzes Etui sehen.

In diesem Etui lag die Träne des Teufels!

Van Doolen streckte seinen Arm, damit er in das Fach hineintasten konnte.

Vor dem Zubettgehen hatte van Doolen das Etui schon einmal in der Hand gehabt, es geöffnet und sich den Stein angesehen. Nun berührte er es wieder, doch er mußte die Träne des Teufels abgeben, wollte er selbst überleben.

Es war ein schmuckloses Etui. Vorsichtig nahm er es heraus, ohne es allerdings zu öffnen. Mit dem Etui in der Hand drehte er sich um, und er sah die weißen Augen der Hexe auf sich gerichtet.

»Ist der Stein drin?«

»Ja.«

»Gib es her!« Wikka konnte es kaum erwarten. Sie sprang vor und riß dem Mann das Etui aus der Hand.

Zum ersten Mal atmete der Makler wieder voll durch. Er trat einen Schritt zurück, spürte am Hinterkopf die Kante der offenstehenden Safetür und sah, daß sich die Hexe allein für den Stein interessierte. Sie stand halb gebückt da, schaute auf das Etui und versuchte, mit ihren schwarzen Fingern den Verschluß zu öffnen.

Das klappte nicht so einfach.

Van Doolen blieben wenige Sekunden Zeit. Wieder drehte er sich herum, ohne von der Hexe beachtet zu werden. Seine Hand verschwand abermals im Innern des Safes, nur drückte er sie diesmal unter die Schnellhefter, denn dort lag der Revolver. Er besaß einen Griff aus Walnußholz. Der Mann riß die Waffe aus dem Safe und drehte sich gedankenschnell. Blitzartig richtete er die Mündung auf die Hexe.

Die war dabei, das Etui aufzuklappen.

»Nein!« brüllte der Makler sie an. »Du kriegst ihn nicht, den Stein!«

Dann schoß er zweimal…

***

Wir waren nach Belgien geflogen, in Brüssel gelandet, hatten uns dort einen Leihwagen besorgt und fuhren nun mit dem Opel Rekord nach Antwerpen.

Zunächst bewegten wir uns noch im französisch sprechenden Teil des

Landes, doch schon bald lasen wir auf den Ortsschildern flämische Namen.

Mit Suko hatte ich ausgelost, wer den Wagen fuhr. Ich hatte das zweifelhafte Vergnügen.

Der Norden Belgiens ist ähnlich flach wie die südwestlichen Provinzen meines Heimatlandes. Die Autobahn war ausgezeichnet, und wir kamen zügig voran.

Der Himmel war grau. Mächtige Wolken wurden vom Wind in Richtung Osten getrieben. Einige Male gerieten wir in einen kräftigen Schauer, der auch mal als Schneeregen vom Himmel fiel und die Straßen gefährlich glatt machte.

Bis Antwerpen änderte sich das Wetter nicht. Die Stadt ist ziemlich groß und hat auch zahlreiche Vororte. Hendrik van Doolens Anschrift suchten wir im Telefonbuch.

Leider gab es mehrere van Doolens und auch zwei mit dem Namen Hendrik. Wir hatten zum Glück Geld gewechselt und wählten den ersten van Doolen an.

Eine Frau meldete sich. Im Hintergrund hörte ich Kindergeschrei.

Nein, das war wohl nicht der richtige Anschluß.

Mit einer gemurmelten Entschuldigung legte ich auf.

Der zweite Anruf brachte uns den erhofften Erfolg. Nur meldete sich ein Hausangestellter. Er erklärte uns, daß sein Brötchengeber nicht im Hause sei.

»Wann kommt er denn zurück?« Ich sprach Französisch, und der Diener verstand mich.

»Noch im Laufe des Abends.«

Ich bedankte mich und versprach, später noch einmal anzurufen. Die Adresse schrieben wir uns auf.

Als wir die Zelle verließen, begann Suko zu stöhnen. Er verspürte Hunger. Mein Magen war ebenfalls arbeitslos, van Doolen war sowieso nicht zu Hause, da konnten wir auch eine Pause einlegen und etwas zu uns nehmen.

Belgien ist bekannt für sein gutes Essen. Wir fanden nicht weit von der Telefonzelle entfernt ein kleines Restaurant, das in einem Keller untergebracht war.

Alle drei aßen wir Fisch. Ich nahm Scholle, die sehr gut schmeckte.

Fast zwei Stunden waren vergangen, als wir uns erhoben. Draußen lag mittlerweile die Dunkelheit über dem Land. Geschneit hatte es nicht.

Die Kellnerin fragten wir nach der Adresse. Sie schaute auf den Zettel und zog einen Schmollmund.

»Das liegt außerhalb.«

»Sind wir das hier nicht?«

Sie lachte. »Schon, aber die Straße liegt in der entgegengesetzten

Richtung. Im Nordwesten.« Da sie von uns ein gutes Trinkgeld bekommen hatte, holte sie einen Stadtplan.

Den kauften wir ihr gleich ab.

Wieder im Wagen, schauten wir nach. Aus dem dunklen Himmel rann ein dünner Nieselregen, der sich wie Schmier auf die Scheiben unseres Wagens gelegt hatte.

Ich schaltete die Wischer ein. Sie putzten einigermaßen blank. Da ich wieder fuhr, behielt Suko die Karte auf den Knien. Mandra erklärte ich, daß Suko der beste Co-Pilot für einen Autofahrer wäre. »Du darfst ihn nur nicht ans Lenkrad lassen, dann ist es aus.«

»Hör nicht auf ihn«, murmelte Suko. »Der hat doch einen Riß in der Schüssel. Von Tag zu Tag wird er breiter.«

»Und wann platzt der Kopf?« fragte Mandra.

»Wenn wir einem Bauern aushelfen müssen, der kein Stroh hat. Alles klar?«

Ich grinste nur. Solche Gespräche lockerten die Fahrt etwas auf. Es wurde immer später. Zudem war es nicht einfach, sich in einer Gegend zurechtzufinden, die niemand von uns auch nur vorher gesehen hatte.

Wir hatten die Innenstadt längst verlassen, fuhren wieder über Land und gerieten in die flache Gegend des nördlichen Belgiens.

Aber wir waren richtig.

An einer großen Kreuzung mußten wir rechts ab, dann wieder links und gerieten in eine Straße, die zur linken Seite hin offen war, denn man konnte über Felder schauen.

Rechts standen Häuser.

Von den meisten sahen wir nichts, weil die Grundstücke durch hohe Mauern eingefriedet waren.

Einmal kam uns ein schwerer Wagen entgegen. Er war aus einer breiten Einfahrt gerollt. Als wir sie passierten, schloß sich das Tor soeben automatisch.

»Vornehme Gegend«, meinte Suko und bat mich, langsamer zu fahren.

»Das übernächste Haus muß es sein. Falls die Numerierung hier stimmt.«

»Das hoffe ich doch.«

Die Scheinwerfer unseres Leihwagens erhellten das Innere eines am Straßenrand abgestellten Fiats einen Moment.

Niemand saß in dem Auto. Das jedenfalls dachten wir noch zu dem Zeitpunkt.

Alte Gewohnheiten und Tricks sind noch immer am sichersten. Auch hier wandte ich einen Trick an und fuhr an dem langen Grundstück vorbei, um woanders unauffälliger einen Parkplatz zu finden.

Suko wußte genau, was ich vorhatte. Er schaute aus dem Fenster.

»Ziemlich hohe Mauer«, berichtete er. »Zudem wächst auf der Krone

kein Efeu, sondern Stacheldraht.«

»Probleme?« erkundigte sich Mandra aus dem Fond.

»Nein.« Suko schüttelte den Kopf. »Die Mauer packen wir leicht. Und Stacheldraht hat mich noch nie abhalten können. Im Gegenteil, eher gereizt.«

Ich bereitete der Diskussion ein Ende. »Denkt daran, daß wir nicht als Einbrecher kommen, sondern als höfliche Besucher.« Ich fuhr langsamer, da ich das Eingangsportal gesehen hatte.

Das Grundstück endete dort, wo auch die breite Straße auslief. Dahinter befand sich freies Feld. Direkt vor der Grundstücksecke stellte ich den Leihwagen ab.

Den Rest gingen wir wieder zu Fuß zurück.

Das große Gittertor war rechts und links in die Mauer eingelassen worden. Es wurde sicherlich vom Haus aus bedient und rollte auf Schienen zur Seite.

Im Mauerwerk fanden wir eine Klingel und auch das Schild mit dem Namen van Doolen.

»Dann schell mal«, sagte Suko, trat einen Schritt zurück, schaute sich die Mauer an und schüttelte den Kopf.

»Was hast du?« fragte Mandra.

Mein chinesischer Freund hob die Schultern. »Ich kann mir nicht helfen, aber ich werde einfach das Gefühl nicht los, daß wir diese Mauer noch einmal überklettern müssen.«

»Erst mal abwarten«, wiegelte ich ab.

»Glaub mir, John, ich habe recht.«

Etwas seltsam war es schon, daß keiner öffnete. Ob derjenige, mit dem ich gesprochen hatte, nicht im Hause war? Ich klingelte erneut, diesmal länger. Aber es öffnete uns niemand. Wir peilten durch die Gitterstäbe und schauten in ein großes, parkänlich angelegtes Grundstück, das zum Haus hin leicht anstieg.

»Na?« fragte Suko und grinste breit.

»Schätze, du hast recht«, gab ich zurück. »Ich glaube wirklich, daß wir klettern müssen.«

»Dann fangen wir mal an.«

»Aber einen konkreten Grund hast du auch nicht.« Mandra Korab zögerte noch.

Ich hob die Schultern. Eine richtige Antwort fand ich auch nicht.

Eigentlich ließ ich mich nur von meinen Gefühlen leiten, aber wir waren schließlich nicht gekommen, um etwas zu stehlen. Unter Umständen standen Menschenleben auf dem Spiel, und so etwas wischte meine Bedenken zur Seite, obwohl mir nicht wohl war, als ich zusammen mit den Freunden eine geeignete Stelle suchte, um über die Mauer zu klettern.

Wir waren nach links gegangen.

Suko schaute auch den Weg zurück. Sehr ruhig lag die Straße vor uns.

Nichts deutete darauf hin, daß man uns irgendwie sah oder überwachte.

Den Fiat, den wir bei unserer Hinfahrt passiert hatten, sahen wir nicht einmal mehr als Schatten.

Glatt war die Mauer nicht. Zum Glück waren die Steine unregelmäßig angeordnet worden, so daß wir immer Halt fanden.

Suko blieb stehen. »Okay«, sagte er, »ich mache den Anfang.« Dabei schaute er schon auf meine zusammengelegten Hände, die ihm als erste Hilfe und Trittstelle dienen sollten.

Hühnerleiter nennt man so etwas.

Geschmeidig kletterte Suko in die Höhe. Ich gab ihm noch Schwung, so daß er mit den Händen den Mauerrand umklammern konnte. Er schwang sich hoch, und es gelang ihm auch, sich so zu setzen, daß ihn der Stacheldraht nicht störte.

Mandra folgte als zweiter, ich machte den Schluß, wobei mir Suko einen Arm entgegenstreckte.

Die Mauerkrone war ziemlich breit. Es gab auch keine hochstehenden Glasscherben, die uns hätten verletzen können, und die Räume zwischen dem Stacheldraht waren breit genug, um sie so weit zur Seite schieben zu können, daß wir uns hindurchschlängeln konnten.

Das schafften wir leicht.

Mandra hielt für uns den Stacheldraht hoch. Ausgerechnet er verfing sich noch.

Wir zerrten ihn los.

Jetzt mußten wir springen.

In einem Gebüsch würden wir nicht landen, sondern auf weichem Rasen, der den Aufprall zum Glück dämpfte. Ich stand an der Kante, duckte mich zusammen und stieß mich ab.

Sicher kam ich auf.

Zwar wurde ich nach vorn geworfen, doch meine Sprungroutine schaffte es, daß ich mir nichts verstauchte oder mit einem der beiden Füße umknickte.

Die Landung meiner Freunde lief ebenfalls glatt und sicher über die Bühne.

»Da wären wir«, sagte Suko und schüttelte den Kopf.

»Was hast du?« fragte ich.

Er schaute mich an. »Fällt dir nichts auf, John?«

»Kaum.«

»Es ist verflixt ungewöhnlich, daß ein Mann, der ein großes Vermögen hat, sein Haus und das Grundstück nur auf eine so primitive Art und Weise sichert. Das will mir einfach nicht in den

Kopf. Tut mir leid.«

»Vielleicht kommt der Hammer noch.«

»Möglich.«

Wir peilten die Lage. Es wuchsen zwar Bäume auf dem Gelände, doch ziemlich weit verstreut, so daß wir wenn wir Deckung suchen wollten, über freie Rasenflächen laufen mußten. Vom Haus selbst sahen wir kaum etwas. Das Gebäude war ein großer Kasten in der Dunkelheit, an dem nur eine einzige Lampe brannte.

Wir trennten uns nicht, als wir über die Rasenflächen liefen.

Manchmal riß die Wolkendecke auf, dann wurde es heller, da Mondlicht auf die Erde fiel.

Der Rasen begann leicht zu glänzen, und Mandra war es, der den dunklen Gegenstand schräg rechts von uns entdeckte.

»Da liegt etwas.«

Das konnte alles Mögliche sein und eine völlig natürliche Erklärung haben. Nur paßte es einfach nicht zu diesem wohlgestutzten und gepflegten Rasen, deshalb waren wir mißtrauisch geworden.

Daneben blieben wir stehen und blickten auf den Gegenstand.

Niemand von uns wußte, um was es sich handelte.

Suko dachte praktisch. Er bückte sich und begann, das Unbekannte zu untersuchen. Er beugte sich weit darüber, roch auch daran, kam wieder hoch und runzelte die Augenbrauen.

»Was hast du?« fragte ich ihn.

»Das Zeug stinkt wie verbranntes Fleisch.« Er stand wieder auf und trat mit der Fußspitze dagegen. Die Masse knisterte, obwohl sie eine gewisse Zähigkeit besaß. Und dann traf Sukos Fuß auf Widerstand.

»Das sind Knochen!« flüsterte Mandra.

Er hatte recht. Was uns da aus der dunklen Masse entgegenschimmerte, waren Knochen. An einigen Stellen sahen sie bleich aus, an anderen hingen nur Fetzen von Haut und Fleisch. Auch wir merkten den verbrannten Geruch und schüttelten uns.

»Zum Glück ist es kein Mensch«, murmelte Suko.

Da waren wir auch froh. Ich schaltete die Lampe ein. Als der schmale Strahl den Rest traf, stach er genau auf etwas Helles, Glitzerndes. Es war ein Auge.

Ich schluckte. Damit hatte ich nicht gerechnet. Das Auge steckte zudem in einem Kopf, dessen Umrisse wir noch erkennen konnten. Er war nicht völlig verschmort. Zugleich identifizierten wir ihn als einen Hundeschädel.

Sekunden vergingen schweigend. Schließlich meinte Mandra Korab:

»Es war wohl doch gut, daß wir über die Mauer gestiegen sind.« Er deutete auf den verbrannten Kadaver. »Eine natürliche Erklärung finden wir dafür bestimmt nicht.«

Dem stimmte ich zu, hatte gleichzeitig eine Idee. »Meist ist es so, daß

jemand mit einem Bluthund als Grundstücksbewacher nicht auskommt. Ich wäre dafür, weiterzusuchen.«

Mandra und Suko waren einverstanden.

Wir ließen den Kadaver dort, wo er lag und machten uns auf die Suche nach weiteren Resten.

Die entdeckte ich.

Sie klebten zum Teil an einem Baumstamm und waren wie zähes Öl an der Rinde nach unten gelaufen. Vor dem Stamm war im Gras ein ebenfalls dunkler Fleck, aus dem abermals kleinere, weißlich schimmernde Gegenstände stachen, eben die Knochen.

Ich runzelte die Stirn. »Hier war etwas im Busch, und zwar verdammt nichts Gutes. Was konnte nur geschehen sein?«

»Dämonen«, murmelte Mandra. »Du brauchst dir nur die Körper anzuschauen. Die sind verbrannt.«

»Ich tippe auf magisches Feuer«, meinte Suko.

Der Meinung schloß ich mich an.

Die beiden Entdeckungen hatten uns natürlich aufgehalten, deshalb beeilten wir uns. So schnell wir auch gingen, das Haus behielten wir stets im Blickfeld.

Keine Spur von Hendrik van Doolen. Keine Spur von Leben. Alles wirkte irgendwie verlassen, tot und auch unheimlich. Die Lampe über dem breiten Eingang kam mir vor wie ein Totenlicht, denn sonst brannte keine Laterne, auch die nicht, die zu beiden Seiten die Auffahrt zum Haus hin säumten.

Es war schon seltsam.

Ich schritt als erster die Freitreppe hoch. Suko und Mandra blieben zurück, die beiden Freunde gaben mir die nötige Deckung. Natürlich war die Tür verschlossen.

Ich legte mein Ohr gegen das Holz. Es war kalt und feucht. Geräusche vernahm ich nicht.

»Die Vorhänge sind auch zu«, meldete Mandra. »Anscheinend brennt im Haus überhaupt kein Licht.«

»Vielleicht haben wir an der Rückseite mehr Glück«, schlug Suko vor.

Dazu kam es nicht, denn ich, der ich nahe an der Tür stand, hörte die Geräusche.

Obwohl sie sehr gedämpft klangen, waren sie für mich doch zu identifizieren. Ich drehte mich herum. »Schüsse!« flüsterte ich.

»Wo?«

»Keine Ahnung. Vielleicht oben oder unten. So genau konnte ich es nicht herausfinden.«

Suko hielt bereits einen Stein in der Hand. Zeit, um die Tür aufzubrechen, hatten wir nicht, so entschieden wir uns für die einfache Lösung.

Wir zertrümmerten eine Fensterscheibe.

***

Hendrik van Doolen erlebte die Szene wie in einem Action-Krimi. Er selbst war darin der Held, und er wollte es auch bleiben. Deshalb hatte er zweimal geschossen, um sicherzugehen.

Beide Kugeln trafen. Die angebliche Hexe hatte überhaupt nicht auf ihn geachtet, weil sie damit beschäftigt war, das Etui aufzuklappen, deshalb konnte sie den Kugeln nicht entgehen.

Die Geschosse trafen in der Körpermitte. Über das Gesicht des Maklers flog ein Leuchten. Gleichzeitig verzerrte sich sein Mund. Er sah, daß die Hexe zurückgestoßen wurde, den Kopf noch einmal herumwarf, zur Seite fiel und auf das Bett prallte, wobei ihr das Etui aus der geöffneten Hand rutschte.

Aus dem Mund des Maklers drang ein Triumphschrei. Endlich hatte er es geschafft.

Für einen Moment blieb er stehen, starrte auf die rücklings liegende Hexe und wuchtete sich vor. Die Mündung zielte zu Boden, dafür hatte er seine linke Hand frei, und er wollte das Etui wieder an sich reißen.

Die gesamte Handfläche schlug er darauf, konzentrierte sich nur auf den Stein und sah nicht das hinterlistige Grinsen in dem verbrannten Gesicht der Hexe.

Plötzlich packte Wikka zu.

Van Doolen wollte in die Höhe zucken, als er die eisenharte Klaue an seinem Handgelenk spürte. Sie griff so hart zu, daß der andere das Gefühl hatte, seine Knochen würden gebrochen.

Er schrie.

Und er hörte die haßerfüllte Stimme. »Hast du wirklich gedacht, du könntest mich reinlegen, van Doolen? Hast du das wirklich gedacht, du verfluchter Hund?«

Er hörte die Worte. Eine Antwort konnte er nicht geben, weil ihn der Schmerz fast betäubte.

Die Hexe drückte zu. Sie kannte kein Erbarmen. Van Doolen hatte das Gefühl, als wäre seine Hand in eine eiserne Würgeklammer geraten. Er glaubte schon, das Brechen der Knochen zu vernehmen, aber noch war es nicht soweit.

»Du hast keine Chance!« flüsterte die Hexe, »du hast wirklich keine Chance und wirst dafür bezahlen.«

»Ich, ahhh…« Van Doolen bekam einen heftigen Stoß, der ihn zurückschleuderte. Er fiel bis gegen die Wand, wo sich auch der Tresor befand, und blieb dort zitternd stehen.

Wikka stand auf.

Lässig, dabei noch lächelnd, und sie strich mit beiden Händen über ihr dunkelgrünes Gewand. Nichts war ihr geschehen. Zwei Kugeln hatte sie eingesteckt, ohne überhaupt eine Reaktion zu zeigen. Sie

waren in ihrem Körper verschwunden.

Wikka blieb am Leben!

Zum ersten Mal merkte der Mann, daß es nicht so leicht war, gegen Gegner und Kräfte anzukommen, die nicht von dieser Welt stammen konnten. Wikka war das beste Beispiel. Ihr hatte es überhaupt nichts ausgemacht, die Kugeln zu schlucken. Im Gegenteil, sie gab sich noch freier, noch lockerer als zuvor.

»Ich hätte dich normalerweise nicht bestraft«, sagte sie, nahm das Etui an sich, steckte es ein, ohne hineinzuschauen. »Nun aber sieht die Sache völlig anders aus. Du hast gegen meinen Willen gehandelt. Du wolltest mich hintergehen, dafür habe ich dich bestraft, wie es nun mal meine Art ist.«

»Wie… wieso?«

Wikka lachte krächzend, bevor sie sagte: »Schau auf deine Hand, mein Lieber. Die rechte.«

Van Doolen senkte den Blick. Er glitt an seiner rechten Seite in Richtung Hand, und er glaubte, plötzlich wahnsinnig zu werden. Was er da sah, konnte er nicht fassen.

Nein, das war nicht seine Hand. Nicht dieses widerliche verbrannte Etwas, das mehr an einen Klumpen erinnerte und nach unten hing. Die Finger waren nicht mehr zu sehen. Wikka hatte sich schrecklich gerächt, denn nun sah die Rechte des Maklers ebenso aus wie die Klauen der Hexe.

Er stöhnte auf und schüttelte den Kopf, während die Hexe vor ihm kalt lächelte. »Du hast es dir selbst zuzuschreiben«, erklärte sie. »Hättest du all das getan, was ich wollte, wäre dir wohl kaum etwas geschehen, nun kannst du die Folgen tragen.«

Van Doolen hob den Kopf. »Welche Folgen?« schrie er. »Verdammt, sag mir doch, welche Folgen ich noch tragen soll? Reicht es nicht, daß du mir meine Hand verbrannt hast?«

»Nein, es reicht nicht.«

»Und was…?«

»Schau noch einmal hin!«

Der Makler zögerte. Er ahnte Schreckliches, traute sich nicht so recht, senkte schließlich doch den Blick und sah mit eigenen Augen, daß etwas zu Boden fiel.

Es waren zwei Finger.

Seine Finger…

Der Mann wollte schreien, seine Not herausbrüllen, er kam nicht dazu.

Das Grauen hatte ihm die Kehle regelrecht verschlossen. Nur ein würgendes Geräusch drang über seine Lippen. Speichel erschien, floß über das Kinn und tropfte auf seinen Pyjama.

Im nächsten Augenblick fielen die drei weiteren Finger, und plötzlich

lag seine Hand am Boden.
Van Doolen hob den rechten Arm. Die Gelenke funktionierten zwar, doch es bereitete ihm eine ungeheure Mühe.
Sein Blick saugte sich am Handstumpf fest.
Ja, es war nur ein Stumpf, mehr nicht.
Der Arm endete jetzt am Gelenk, wo noch einige verbrannte Flecken zu sehen waren.
Er schluchzte wieder auf, schüttelte den Kopf und begann zu weinen.
Kalt blickte Wikka ihn an. Mitleid, Gnade und Barmherzigkeit kannte sie nicht. Ihr kam es allein auf den Erfolg an. Dazu war ihr jedes Mittel recht. Ob Menschen dabei starben oder verletzt wurden, interessiert sie nicht. Sie mußte gewinnen.
Und sie hatte gewonnen!
»Willst du mich noch immer reinlegen, van Doolen?«
Der Mann schüttelte weinend den Kopf. »Nein!« keuchte er, »nein, nicht mehr.«
Wikka lachte. »Ich werde dich jetzt allein lassen. Der Arm bleibt als Andenken an mich. Ich wünsche dir viel Spaß. Du wirst dich daran gewöhnen, das haben andere auch.« Nach diesen Worten drehte sie sich um. Wikka wandte dem Mann den Rücken zu. Sie wußte ja, daß er gegen sie nichts ausrichten konnte.
Damit hatte sie auch recht.
Hendrik van Doolen starrte ihr nur haßerfüllt nach. Sie schritt provozierend langsam durch den großen Schlafzimmerraum, öffnete die Tür und wollte hinausgehen.
Plötzlich zuckte sie zurück.
Van Doolen konnte sieh diese Reaktion nicht erklären. Im Nu wurde aus Wikka eine völlig andere. Hastig drückte sie die Tür wieder ins Schloß, drehte sich und funkelte den Makler an.
»Wer ist noch da unten?«
»Keiner mehr«, flüsterte van Doolen.
»Du lügst. Da sind Menschen, ich habe sie gehört, und ich spüre, daß sie mir feindlich gesonnen sind. Ja, es sind gefährliche Feinde. Wahrscheinlich ist er sogar dabei!« Die Hexe schüttelte sich, als hätte man sie mit Wasser übergössen.
Van Doolen verstand die Welt nicht mehr. Für ihn war der seltsame Sinneswandel unbegreiflich.
In seine Gedanken hinein erklang das Lachen der Hexe. Es brach so rasch ab, wie es aufgeklungen war.
»Ja!« flüsterte sie. »Kommt nur her. Ich warte auf euch und werde euch vernichten…« Sie warf van Doolen einen Blick zu. »Und du verhältst dich ruhig. Sonst ergeht es dir verdammt schlecht, das kann ich dir sagen.«
Hendrik van Doolen nickte nur…

***

Wir waren durch das zerstörte Fenster in das Haus geklettert und schauten uns um.

Marmor ist Geschmackssache. Mir gefiel die kalte, so gefühllose und nüchterne Pracht nicht. Von Gemütlichkeit konnte bei hellem Marmor keine Rede sein.

In einer Halle waren wir gelandet. Es brannte Licht, und wir sahen etwas.

Einen Menschen, der wie die beiden Hunde im Park, durch Magie verbrannt worden war!

»Hier muß jemand schrecklich gewütet haben«, flüsterte Suko und schüttelte sich. »Die Träne des Teufels scheint tatsächlich schlimme Kräfte heraufzubeschwören.«

Mit schußbereiten Waffen durchsuchten wir den hallenartigen Raum, ohne etwas zu finden.

Keine Spur von demjenigen, der auch geschossen hatte.

Mandra deutete in die Runde. »Sehen wir zunächst hier unten überall nach, oder gehen wir sofort nach oben?«

»Wir könnten uns auch teilen«, schlug Suko vor.

Ich hatte etwas dagegen. »Das wäre meiner Ansicht nach viel zu gefährlich.«

»Aber effektiver.«

Ich war einverstanden. Suko wollte sich Mandra Korab anschließen und sich auch den Keller vornehmen. Für mich blieb die erste Etage des Hauses.

Natürlich bestanden auch die Stufen der Treppe aus Marmor. Auf ihnen allerdings lag ein Teppich. Die Beretta hatte ich in die Hand genommen, denn ich wollte gegen Überraschungen gewappnet sein.

Die Treppe schlug einen Bogen, bevor sie ein Stockwerk höher endete.

Ich stieg sie hoch und hielt mich dabei an der linken Außenkante der Treppe und ziemlich dicht an der Wand. So konnte ich am schnellsten und besten reagieren, falls etwas auf mich lauerte.

Als ich die Hälfte der Stufen hinter mich gebracht hatte, glaubte ich, das Geräusch einer sich schließenden Tür zu hören. Sicher war ich mir allerdings nicht, ging nur schneller, erreichte das Treppenende und konnte in den Flur schauen.

Er war ziemlich breit und lag völlig leer vor meinen Blicken. Meine nächsten Schritte wurden durch einen Teppich gedämpft, zudem setzte ich die Füße vorsichtig auf.

Mehrere Türen standen zur Wahl. Ich mußte alle durchgehen, öffnete die erste und schaute in ein dunkles Zimmer. Es wurde hell, als ich Licht machte, aber einen Menschen oder einen Dämon sah ich nicht.

Nur Möbel im Jugendstil. Außerdem roch es muffig. Es mußte mal

gelüftet werden.

Die drei nächsten Türen öffnete ich ebenfalls. Abermals bekam ich leere Räume präsentiert.

Wenige Schritte danach erreichte ich eine Doppeltür und blieb vor ihr stehen. Ich wußte es selbst nicht zu sagen, woher es kam, jedenfalls hatte ich das Gefühl, hinter der Tür etwas Entscheidendes zu entdecken.

Ich legte mein Ohr gegen das in einem matten Weiß lackierte Holz und horchte.

Es blieb ruhig.

Danach riskierte ich einen Blick durch das Schlüsselloch. Zu sehen war so gut wie nichts. Ein Schlüssel steckte von innen und verwehrte mir den Blick.

Die Klinke bestand aus Messing. Das Metall war sehr kühl. Im Gegensatz zu meiner warmen, schweißfeuchten Handfläche. Vorsichtig drückte ich die Klinke nach unten.

Ich wunderte mich ein wenig darüber, wie leicht die Tür aufschwang.

Ich zog sie nur so weit auf, daß ich auch hindurchschlüpfen konnte, sprang über die Schwelle und ging blitzschnell in die Knie, während ich die rechte Hand mit der Waffe vorgestreckt hielt, den Arm bewegte und die Beretta schwenkte.

Vor mir sah ich ein Fenster. Es war ziemlich groß, lag der Tür direkt gegenüber, und die Vorhänge reichten bis zum Boden. An der von mir aus gesehenen linken Wand stand ein gewaltiger Kleiderschrank mit mindestens sechs Türen, davor die drei stummen Diener, an die man Kleidungsstücke hängen konnte, und rechts sah ich das Bett.

Zerwühlt und leer.

Der Mann, der eigentlich hätte in ihm liegen müssen, stand an der rechten Wand, dicht neben einem kleinen Safe, dessen zwei Türen weit geöffnet waren.

Das mußte Hendrik van Doolen sein!

Der Mann trug einen Pyjama. Die beiden obersten Knöpfe waren nicht geschlossen. Das Gesicht des Maklers war zu einer Fratze geworden.

Aus roten und verquollenen Augen blickte er mich an, ein Zeichen, daß er geweint hatte. Er stand nicht aufrecht, sondern ein wenig in die Knie gesackt, starrte mich an und wollte etwas sagen, das merkte ich genau.

Er brachte nur kein Wort hervor.

Auch ohne daß er eine Erklärung abgegeben hatte, wußte ich Bescheid. Dazu brauchte ich mir nur die offenstehende Safetür anzuschauen. Wahrscheinlich hatte in diesem Tresor die Trane des Teufels gelegen. Nun war sie verschwunden.

Befand sich der Dieb noch in der Nähe? Ich wußte es nicht. Auskunft

darüber konnte mir sicherlich nur Hendrik van Doolen geben, und dem ging es verdammt schlecht.

Wachsam schritt ich auf den Mann zu. Er sah mich kommen, reagierte jedoch auf nichts, sondern starrte mich nur an. Ich hatte das Gefühl, als würde er sich in einem Zustand befinden, wo ihn nichts mehr erschütternd konnte.

Einen Schritt vor ihm stoppte ich. Um meine friedlichen Absichten zu dokumentieren, ließ ich den rechten Arm mit der Beretta sinken und sprach den Makler an. »Ich bin gekommen, um Ihnen zu helfen, Mr. van Doolen.« Ich redete Englisch und war sicher, daß er mich verstand.

Tatsächlich, denn er fragte in meiner Heimatsprache zurück. »Wer… wer sind Sie?«

»Mein Name ist John Sinclair.«

»Ich kenne ihn nicht. Ich habe Sie noch nie hier gesehen. Haben Sie auch mit ihr zu tun?«

Ich wurde mißtrauisch. »Wen meinen Sie?«

Da lachte er und schüttelte den Kopf. Danach gab er mir die Antwort auf eine Art und Weise, mit der ich nicht gerechnet hatte. Er drehte sich ein wenig und hob den rechten Arm.

Ich erschrak!

Mein Gott, war das schrecklich. Hendrik van Doolen hatte seine Hand verloren!

Ich wurde blaß, mir fehlten auch die Worte, und ich hörte ihn zischen.

»Das hat man mit mir gemacht«, jammerte er. »Das hat man mit mir gemacht. Ich bin gezeichnet, ich bin ein Krüppel! Mein Leben hat keinen Sinn mehr. Der Stein ist auch weg…«

»Wer war es?«

Van Doolen hörte auf zu lamentieren. Seine Hand sank nach unten. Er schüttelte den Kopf. »Ich… ich kenne sie nicht. Sie ist schrecklich.«

»Eine Frau?«

»Ja und nein.«

»Reden Sie! Bitte!« drängte ich.

»Frau und Hexe. Verbrannt. Sie war verbrannt. Überall, und sie wollte den Stein!«

Meine Augen wurden groß. Ich spürte den Schauer, der über meinen Rücken rieselte. Ohne daß der Mann vor mir den Namen ausgesprochen hatte, wußte ich, mit wem ich es hier zu tun hatte.

Mit einer ganz speziellen »Freundin«.

Mit Wikka!

Sie hatte die ehemalige Detektivin Jane Collins auf ihre Seite gezogen.

Sie diente allein dem Teufel, und sie stand auch gegen andere

Dämonen, die dem Satan an den Kragen wollten. Da brauchte ich nur an Mandraka zu denken.

Sollte sich plötzlich ein Kreislauf schließen, bei dem die Träne des Teufels ein wichtiger Teil war?

»Wo ist sie hingelaufen?« fragte ich. »Reden Sie, van Doolen! Vielleicht kann ich sie noch stoppen.«

»Nein, nein! Sie sind ein Mensch, das geht nicht, das können Sie nicht. Es ist unmöglich…«

»Doch, ich muß!«

»Sie ist, sie ist…« Er verstummte. Dafür schüttelte er den Kopf, aber sein Blick änderte sich.

Er wurde plötzlich lauernd, gespannt und gleichzeitig auch erschreckt.

Das mußte etwas zu bedeuten haben. Außerdem glitt er an meiner linken Seite vorbei.

Ich kreiselte herum.

Eine huschende Bewegung nahm ich noch wahr. Mehr nicht, denn die Tür wurde im selben Augenblick weiter geöffnet.

Eine Gestalt wischte hindurch.

Obwohl ich sie nur kurz sah, erkannte ich doch, wen ich vor mir hatte.

Wikka!

Ich feuerte.

Als der Schuß aufpeitschte, zuckte der Makler zusammen. Er schrie auch auf, vielleicht hatte er Angst, getroffen zu werden. Mir aber kam es allein auf Wikka an.

Und die verfehlte ich, denn genau in dem Augenblick, als ich abdrückte, schloß sie die Tür.

Das geweihte Silbergeschoß hieb in das Holz.

Mit einem Knall war die Tür wieder zugerammt worden. Vom Gang her vernahm ich Wikkas höhnisches Lachen.

Die Freude sollte umsonst sein. Das schwor ich mir.

»Bleiben Sie um Himmels willen stehen!« rief ich van Doolen zu, »und rühren Sie sich nicht von der Stelle!«

»Ja, ja!« hechelte er, »ganz bestimmt. Ich…«

Was er noch sagte, hörte ich nicht mehr, da ich mich bereits auf dem Weg zur Tür befand.

Etwa einen Schritt davor stoppte ich abrupt. Verdammt, ich kannte Wikka und wußte auch, daß sie so einfach nichts verloren gab. Sie würde sich zu wehren wissen und kämpfen.

Ich hatte mich nicht getäuscht. Zuerst merkte ich es am Holz der geschlossenen Tür, Es begann zu vibrieren. Qualm drang aus der feinen Maserung, und im nächsten Augenblick sprang ich mit einem gewaltigen Satz zurück, denn die Tür brach in der Mitte auseinander.

Eine große Öffnung wurde sichtbar.
Aus ihr schoß ein Feuersturm.
Ich war rücklings auf das Bett gefallen, starrte auf die kalten, blauroten Flammen, hörte ihr Fauchen und dazwischen die kreischende Stimme der Hexe.
»Ich werde das Haus in eine Hölle verwandeln. Du sollst verrecken, Sinclair, verrecken…«

***

Mandra Korab durchsuchte die Zimmer in Parterre, während sich Suko den Keller vornahm. Die Treppe hatte er hinter eine dunkel gebeizten Tür gefunden.
Ein normaler Keller lag vor ihm. Dennoch war der Chinese vorsichtig.
Das hatte ihn die Erfahrung gelehrt. Ein Angriff konnte urplötzlich erfolgen, ohne daß es zuvor irgendwelche Anzeichen gab.
In den nächsten Minuten erkannte Suko, daß der Makler nicht nur ein Sammler kostbarer Steine, sondern auch ein großer Freund des Weines war.
Was der Inspektor da an Flaschen in den unterschiedlich temperierten Räumen sah, war schon beachtlich. Vom besten französischen Rotwein bis zu einem klassischen Mosel war alles vorhanden. Auch der Keller wirkte nicht unheimlich. Es schien hier weder zu spuken noch gab es dunkle Ecken.
Dennoch gab Suko nicht auf und suchte überall weiter. Er wollte sich später keine Vorwürfe machen.
Unterdessen hatte sich Mandra Korab die große Diele über dem Keller vorgenommen. Auch in ihr verbarg sich nichts Geheimnisvolles, so daß Mandra nichts anderes übrig blieb, als sich um die Räume zu kümmern, deren Türen von der Halle abzweigten.
Drei hatte er schon untersucht. Sie waren völlig normal. Niemand hielt sich darin auf, keiner hatte sich versteckt, und Mandra kamen die ersten Zweifel, ob sie nicht einem Phantom nachjagten.
Er stieß die vierte Tür auf.
Manche Leute besitzen mehrere Bäder. Auch Hendrik van Doolen schien dazu zu gehören, denn Mandra betrat ein elegant eingerichtetes Bad, das so groß und luxuriös wie ein normales Wohnzimmer war.
Auch hier strahlte der Marmor in einem nahezu blendenden Weiß, das durch das Licht noch stärker hervorgehoben wurde. Die Wanne und die beiden Waschbecken waren dafür in Schwarz gehalten worden, so daß ein gewaltiger Kontrast entstand.
Ein großer Spiegel bedeckte in seiner gesamten Breite beide Waschbecken. In seiner Fläche brach sich das Licht einer aus Kristallglas bestehenden Deckenleuchte.

Mandra drehte drei Runden durch das Bad. Er fand auch hier nichts, was seinen Verdacht erweckt hätte.

Sehen konnte er nichts, dafür etwas hören.

Nämlich einen Schuß.

Ziemlich dünn klang er an seine Ohren. Dennoch war Mandra Korab sicher, daß der Schuß innerhalb des Hauses aufgeklungen war. Für einen Moment blieb er stehen. Der Inder dachte an Suko. Vielleicht hatte der Inspektor im Keller etwas Wichtiges entdeckt.

Rasch verließ Mandra das Bad. Als er in die große Halle trat, sah er von Suko nichts. Die Kellertür lag zudem entgegengesetzt; Mandra Korab wollte schon hinlaufen, als er das harte Geräusch aus der ersten Etage vernahm.

Sofort blieb er stehen, drehte den Kopf und schaute die Stufen der Treppe hoch.

War der Schuß auch in der ersten Etage aufgeklungen? Dann konnte eigentlich nur John gefeuert haben, es sei denn, der oder die Gegner hatten ebenfalls eine Waffe besessen.

Noch blieb die Treppe leer. Mandra Korab richtete seine Blicke auf die Stufen. Er lauschte. Ja, die Tür war geklappt. Eigentlich hätte dieses Geräusch noch eine andere Reaktion hinter sich herziehen müssen.

»Ich werde das Haus in eine Hölle verwandeln. Du sollst verrecken, Sinclair! Verrecken!«

Mandra Korab zuckte zusammen, als er die haßerfüllte und sich fast überschlagende Frauenstimme vernahm. Wer da genau gesprochen hatte, wußte er nicht. Jedenfalls war es eine Frau gewesen, die den Geisterjäger John Sinclair kennen mußte.

Eine Frau und eine Feindin!

Mandra dachte darüber nach, wer alles in Frage kam. John hatte viele Feinde, aber der Inder glaubte plötzlich zu wissen, wem die Stimme gehörte.

Auch er hatte sie schon vernommen.

Damals, auf der kleinen Insel, wo die Hexen ein Fest feierten und Johnny Conolly hinrichten wollten.[3] Nicht nur Jane Collins war dabei gewesen, auch eine andere.

Ihre Chefin.

Wikka!

Ja, ihr gehörte die Stimme. Aber wieso war sie hier? Was sollte sie in diesem Haus? Und in welch einer Verbindung stand sie zu dem Diamanten, der auch die Träne des Teufels genannt wurde?

Das alles schoß Mandra Korab durch den Kopf. Eine Lösung des Rätsels wußte er auch nicht. Das war im Augenblick auch zweitrangig. Es zählte Wikka.

Der Inder lief so weit vor, daß er nur einen halben Schritt von der

untersten Stufe entfernt stehen blieb. Er hatte sein Jackett geöffnet. Der Gurt, in dem vier der sieben Dolche steckten, lag frei.

Korab krauste die Stirn, preßte die Lippen zusammen und konzentrierte sich auf die folgenden Ereignisse. Dabei glaubte er, ein Fauchen zu vernehmen.

Arbeitete Wikka wieder mit ihrem so bekannten und berüchtigten Hexenfeuer?

Wenn ja, mußte er dem Geisterjäger unter Umständen zur Seite stehen.

Deshalb war es müßig, vor der Treppe zu warten. In der ersten Etage konnte er sich nützlicher machen.

Es kam nicht mehr dazu.

Wikka erschien.

In der Hand hielt sie die Träne des Teufels!

Mandra Korab zog den ersten Dolch…

***

Die verdammte Tür schien im Zeitlupentempo auf mich zuzufliegen.

Ich lag noch immer auf dem Bett, spürte unter mir die weiche Decke, die von meinem Gewicht eingedrückt wurde und kam nicht so rasch in die Höhe, wie die Tür auf mich zuflog.

Und mit ihr die Flamme.

Sie war durchsichtig, und für einen Moment sah ich noch die Gestalt der Hexe, die jetzt irgend etwas in den Händen hielt und es aufklappte.

Sie drehte den Gegenstand, ich sah ein Gleißen und Funkeln, und mir war klar, daß es sich nur um die Träne des Teufels handeln konnte.

Hoch kam ich nicht mehr. Ich wäre genau in die Flammen gestürzt.

Aus dem Hintergrund vernahm ich das Greinen des Maklers, und ich wälzte mich gedankenschnell zur Seite. Genau in dem Moment, als der höllische Flammenhauch über das Bett streifte und die Tür zu Boden krachte.

Die Flamme erfaßte mich nicht. Ich hörte noch ihr Fauchen, aber sie schaffte es auch nicht, das Bett in Brand zu setzen. Wikka konnte das Höllenfeuer so dirigieren, daß es nur lebende Wesen erfaßte und andere Dinge in Ruhe ließ.

Es war gut gewesen, daß ich mich so schnell herumgewälzt hatte, so konnte ich reagieren, als die Flamme sich drehte und zum Bettrand fauchte. Ich federte in die Höhe, sprang zurück und baute mich schützend vor dem schluchzenden Makler auf, um ihn mit meinem Körper zu decken.

Was wir hier erlebten, war Magie in Reinkultur. So etwas konnte man nicht erklären, das mußte man einfach gesehen haben. Eine Flamme, die wanderte, die sich selbst zu dirigieren schien und

dennoch unter Kontrolle stand, denn ich wußte genau, daß sie von Wikka auf telekinetischem Weg gelenkt wurde.

Sie würde sicher ihr Ziel finden. Das waren in diesem Fall der Makler und ich.

Falls ich nichts dagegen unternahm.

Normales Feuer kann man mit Wasser löschen. Hier würde uns so etwas nichts nutzen, da mußte ich schon andere Dinge einsetzen.

Höllenfeuer ließ sich mit dem Gegenmittel bekämpfen, das ähnlich wirkte wie Wasser.

Ich hatte dafür das Kreuz.

Der Mann hinter mir drehte durch. In seiner Angst wußte er nicht, was er machte. Er warf sich vor und umklammerte, Angst in den Augen, meine Oberarme.

»Retten Sie mich!« schrie er. »Retten Sie mich!« Er sprach in einem Kauderwelsch, daß ich nur halb verstand.

»Loslassen!«

Er bekam meinen Befehl mit, dachte allerdings nicht daran, sich an ihn zu halten.

Ich schüttelte mich. Er hielt fest. Auch als ich die Bewegungen verstärkte, ließ er nicht los.

Schließlich war ich es leid und griff zum letzten Mittel. Hart trat ich nach hinten aus und traf sein Schienbein. Ich hörte den Schmerzlaut, schloß selbst für einen Moment die Augen, vernahm noch ein Stöhnen, dann rutschten die Arme des Mannes von meinen Schultern ab.

Endlich…

Die Flamme war bereits gefährlich nahe herangekommen. Es wurde Zeit, daß ich ihr mein Kreuz entgegenhielt, damit ich sie stoppen konnte. Nach links tauchte ich weg, denn dort hatte ich ein wenig mehr Bewegungsfreiheit, holte das Kreuz hervor und hielt es in der Hand.

Sofort schnellte mein Arm nach vorn, und das Kruzifix deutete genau in die Richtung, aus der die Flamme kam.

Die Aktivierungsformel brauchte ich nicht zu rufen. Mein so wertvoller Talisman spürte, daß sich die Kraft der Hölle in seiner Nähe aufhielt und entfesselte selbst seine Stärke.

Eine Aura umspielte die Umrisse, breitete sich weiter aus und stach der Flamme entgegen.

Als wäre sie ein lebendiges Wesen, so bog sie sich zurück und kam mir vor wie ein geschmeidiger Tänzer. Etwa fußhoch fauchte sie über dem Boden dahin, drehte sich und wand sich, doch sie kam gegen die Macht des Kreuzes nicht an.

Das dachte ich und irrte mich.

Etwas geschah mit dem Höllenfeuer, das ich bisher noch nicht erlebt hatte. Die Flamme, die zunächst Kurs auf mich genommen hatte, teilte

sich in drei Angreifer.
Wie Wikka es auf telepathischem Wege geschafft hatte, die Flammen zu dritteln, war mir unbegreiflich, aber ihnen standen nun bessere Möglichkeiten zur Verfügung.
Sie konnten uns einkreisen!
Leider war es mir nicht vergönnt, mich zu dritteln. Ich mußte also drei Flammenteile im Auge behalten, was nicht einfach war, denn auch der Makler kam noch hinzu.
Er mußte zuerst aus dem Weg geschafft werden.
Ich riskierte es und drehte mich um. »Unter das Bett!« brüllte ich ihn an. »Los, verschwinden Sie!«
Er starrte mir ins Gesicht.
»Weg!«
Auf einmal begriff er, ließ sich fallen und kroch tatsächlich unter das Bett.
Die Sorge war ich los.
Aber die Flammen nicht. Sie wollten mir nach wie vor den Garaus machen. Tatsächlich kamen sie von allen drei Seiten. Eine direkt auf mich zu, die andere von links, und die dritte huschte über das Bett, um mich von dort anzugreifen.
Leider konnte ich mich nur auf eine der Flammen konzentrieren und nahm die rechte aufs Korn, denn sie war mir am nächsten. Mit einem gewaltigen Satz sprang ich auf sie zu. Meinen Arm hatte ich ausgestreckt, die Hand mit dem Kreuz hielt ich in den blassen Schleier hinein.
Für einen winzigen Augenblick merkte ich den Hitzeschleier, der über meine Hand rann, dann war es vorbei. Auch die Flamme sank ineinander. Ich hatte das Gefühl, als würde sie noch schreien und kreiselte auf der Stelle herum, wobei ich das Kreuz losließ und nur allein die Kette festhielt.
Durch die Kreisbewegung gelangen mir zwei Treffer.
Beide Male schlug ich das Kreuz durch die Flammensäulen, und das von Wikka entfachte Höllenfeuer sank in sich zusammen. Die Kräfte des Lichts hatten es zerstört.
Tief atmete ich durch und wischte über meine schweißnasse Stirn, Hätte ich das Kreuz nicht gehabt, wäre es böse ausgegangen. In Indien hatte es nichts genutzt. Hier allerdings half es.
Ich räusperte mir die Kehle frei. Hinter mir hatte ich ein Stöhnen vernommen. Da sich außer mir nur noch der Makler im Zimmer befand, konnte er nur das Stöhnen ausgestoßen haben.
»Kommen Sie wieder hervor, van Doolen!«
Er verließ seinen Platz unter dem Bett. Zuerst sah ich von ihm nur noch den Armstumpf. Ich machte mir jetzt Vorwürfe, daß ich ihn vorhin so hart behandelt hatte, denn der Mann mußte Schreckliches

hinter sich haben.

Ich half ihm, sich aus seinem Versteck zu befreien und sorgte auch dafür, daß er auf die Füße kam.

An meinem Körper zog er sich hoch. Dabei blies er mir seinen säuerlichen Atem ins Gesicht und fragte mit schwerer Stimme: »Ist jetzt alles vorbei?«

»Ja«, erwiderte ich. »Die Flamme ist von mir vernichtet worden.«

Er nickte. »Das ist gut, das ist gut.« Dann hob er wieder den Kopf.

Angst stahl sich in seinen lauernden Blick. »Und die verdammte Hexe? Wo steckt sie?«

»Geflohen.«

»Dann kommt sie wieder!« schrie er. »Dann…«

»Sie sollten ruhig sein. Bleiben Sie hier im Zimmer. Um die Hexe kümmere ich mich.«

»Aber Sie kommen nicht gegen sie an…«

»Das lassen Sie mal meine Sorge sein«, erklärte ich und wandte mich schon der Tür zu. »Sie bleiben hier. Verstanden?« Ich wies ihn mit aller Deutlichkeit darauf hin.

Er nickte.

Ich verließ das Zimmer.

Um mich machte ich mir keine Sorgen mehr. Dafür um Mandra und Suko. Wahrscheinlich waren sie ebenso von Wikka überrascht worden wie ich…

***

Wikka entdeckte den Inder im selben Moment, wie er sie, und die Hexe blieb auch sofort stehen.

»Mandra Korab!« zischte sie.

»Und wie!« erwiderte der Inder laut, während er seinen rechten Arm nach hinten bog, um den Dolch auf die Hexe zu schleudern.

Die lachte nur. Dabei drehte sie ihr rechtes Handgelenk und hielt dem Mann aus Indien das so wertvolle Auge des Teufels entgegen.

Korab schleuderte die Waffe.

Der Dolch mit der roten Klinge zerschnitt die Luft. Es gab einen fauchenden Laut, als er über die Stufen hinweg auf die Hexe zuraste.

Sicherlich hätte er sie voll erwischt, wenn Wikka nicht eine Gegenwaffe zur Hand gehabt hätte.

Den Stein!

Plötzlich schien zwischen Mandra Korab und der Hexe die Luft zu knistern und schwerer zu werden. Gesetze wurden aufgehoben, der Flug des Dolchs änderte sich, und die Waffe jagte nicht auf Wikka zu, sondern direkt auf den Diamanten.

Mandras Augen wurden groß. Im Gegensatz dazu verkleinerte sich sein Dolch, und plötzlich war er verschwunden.

Weg - einfach aufgesaugt von der Träne des Teufels. Er war hineingeschossen, und Wikkas Lachen hallte die Stufen hinab. »Darauf habe ich gewartet, Inder, denn zwischen uns steht noch eine alte Rechnung offen, falls du dich erinnerst.«

»Und wie!« brüllte Mandra. In diesen Augenblicken war er nicht zu halten. Er wollte den Sieg, holte den zweiten Dolch hervor und schleuderte ihn mit noch größerer Kraft.

Verzerrt war sein Gesicht. Er hatte es nicht fassen können, daß es der Hexe gelungen war, den ersten Dolch verschwinden zu lassen, beim zweiten sollte es ihm nicht passieren.

Mandra kippte sogar nach vorn, streckte eine Hand aus, um sich an der Treppenkante abzustützen und erkannte seinen schrecklichen Irrtum.

Auch der zweite Dolch wurde von der Träne des Teufels aufgesaugt.

Als kleines Messerchen zischte er förmlich in den Diamanten hinein und verschwand.

Für Mandra Korab war es ein Schock. In den nächsten Sekunden dachte er daran, welch eine Mühe es ihn gekostet hatte, an die Waffen zu gelangen, und jetzt waren zwei von ihnen verschwunden.

Ebenso viele steckten noch in seinem Gürtel!

Die Hexe schritt die Stufen hinab.

»Ich kriege dich, Inder! Ich kriege dich ganz bestimmt, denn ich will sie haben. Alle vier Dolche muß ich wieder zurückholen. Sie könnten zu gefährlich werden und das will ich nicht. Der Stein macht es möglich. Los, komm zu mir, Inder. Ich will die Waffen haben!«

Mandra schnellte in die Höhe. Seine Hände klatschten auf die Griffe, aber nicht um die Waffen hervorzuholen, sondern um sie zu schützen.

Im selben Augenblick brüllte er so laut auf, daß es durch die gesamte Halle schallte. Es war ein Schrei des Schmerzes, denn die immens starke Hexenkraft hatte ihn getroffen und zurückgeschleudert.

Die Arme wurden in die Höhe gerissen, der Körper nach hinten gebeugt, so daß Mandra unfreiwillig eine Brücke bildete und sein Rücken anfing zu schmerzen.

Er wollte die Arme wieder nach vorn werfen, um sich abstützen zu können, doch Wikka ließ es nicht zu.

Sie machte ihn fertig!

Mandra blieb in der Haltung. Seine Sehnen und Muskeln hatten sich gespannt, die Angst stand auf seinen Zügen zu lesen. Er konnte wegen dieser verkrümmten Haltung nicht an seinem Körper herabschauen und sah deshalb nicht das für ihn so Schreckliche.

Durch Wikkas Kraft machten sich auch die letzten beiden Dolche selbständig und schossen förmlich aus den Scheiden.

Sie wurden schnell. Noch schneller als zuvor, und sie jagten genau auf den in Flugrichtung gehaltenen Stein zu.

Wie eine Siegerin stand Wikka auf der Treppe. Ihr leises Lachen erreichte Mandra Korab, der sich nicht wehren konnte und nun völlig waffenlos war.

Man konnte ihn sogar als hilflos bezeichnen. So zappelte er im unsichtbaren Netz der Hexe.

»Jetzt habe ich dich, Inder«, sagte Wikka und fügte zischend hinzu.

»Ich hätte diesen Stein schon damals haben müssen, als wir den Jungen opfern wollten, aber die Dolche sind erst einmal weg. Das allein ist wichtig. Ihr könnt den Teufel vielleicht hin und wieder überlisten, aber nicht für immer. Das sei dir gesagt!«

Sie ging weiter.

Nahm Stufe für Stufe, und ihre weißen Augen begannen wie helle Räder zu leuchten.

Jetzt wollte sie Mandra an den Kragen.

Das wußte der Inder, aber er konnte nichts dagegen tun. Er hing in dieser Haltung wie eingefroren.

»Dich mache ich fertig, Bastard!« versprach ihm Wikka mit drohender Stimme. »Du wirst die nächste Stunde nicht mehr erleben. Du sollst wie Sinclair verrecken. Nichts will ich mehr sehen von dir…« Sie blieb auf der zweitletzten Stufe stehen und beugte ihren häßlichen, verbrannten Schädel nach unten. »Siehst du die Schlangen?« flüsterte sie heiser.

»Siehst du meine Freunde? Sie lösen sich gleich von meiner Stirn, um wie Lanzen in deinen Körper zu fahren. Wie Lanzen!« Sie lachte noch einmal schrill und schrie: »Jetzt!«

Ein anderer jedoch schrie dagegen.

Ein Wort nur.

Ein einziger Begriff, der eine Situation dann schlagartig ändern konnte.

»Topar!«

Und gerufen hatte Suko!

***

Die Durchsuchung des Kellers hatte nichts ergeben. Suko war in völlig normalen Räumen herumgestromert, und er konnte auch nichts Geheimnisvolles hineinflüstern und hineindiktieren.

Er sah mehrere Weinkeller, Lagerräume, Abstellkammern, aber keine Särge, Monstren oder Verliese. Zudem war alles hell erleuchtet, und das Licht strahlte in sämtliche Winkel und Ecken hinein.

Fehlanzeige!

Suko machte sich auf den Rückweg, wobei er gleichzeitig ärgerlich war, als er plötzlich von oberhalb die Geräusche vernahm. Der Chinese blieb stehen. Sein Blick saugte sich an der Kellertreppe fest, er wußte nicht, was da geschah, denn Einzelheiten konnte er nicht

verstehen oder herausfinden.

Was mochte dort vorgehen?

Mandras Stimme verstand er, und Suko befand sich bereits auf dem Weg nach oben, als er das zweite Organ ebenfalls identifizierte. Es gehörte Wikka.

Der Inspektor dachte nicht darüber nach, wie es geschehen konnte, daß sich Wikka plötzlich im Haus befand, er handelte. Seine Sprünge glichen denen eines Leistungssportlers, als er die Stufen nach oben jagte, die Tür auframmte, sich nach links drehte und die Lage mit einem Blick übersah.

Wikka auf der Treppe, Mandra davor - und, wie Suko erkennen konnte -, waffenlos.

Die Hexe hatte die Oberhand gewonnen. Sie stand da und lachte gellend. Dabei schleuderte sie dem Inder Worte entgegen, die Tod und Vernichtung zum Inhalt hatten.

Verrecken sollte er.

Dagegen hatte Suko etwas. Für ein normales Eingreifen war er zu spät gekommen, aber er hatte eine Waffe, die die Kraft besaß, alles zu ändern, Sukos Hand verschwand unter der Jacke. Dort steckte der von Buddha hergestellte Stab, den Suko in einem Kloster in den tibetanischen Bergen bekommen hatte.

Und er schrie das Wort so laut heraus, daß seine Stimme nicht nur durch die ganze Halle schwang, sondern sicherlich auch in der ersten Etage zu hören war.

»Topar!«

Jede Bewegung erstarrte. Für fünf Sekunden wurde die Zeit angehalten, und nur Suko konnte handeln. Was er auch tat, denn sein indischer Freund befand sich in höchster Bedrängnis.

Wikka hatte ihre gefährlichen Helfer, die Schlangen, auf die Reise schicken wollen, durch Sukos plötzlichen Ruf war es im letzten Augenblick verhindert worden.

Die Schlangen blieben in der Stirn, und Wikka, die Oberhexe, verharrte in ihrer Haltung.

Steif blieb sie auf der Treppe stehen, als wäre ihr Körper gefroren.

Mit Mandra geschah das gleiche. Auch er konnte sich nicht von der Stelle rühren, und nur Suko hatte für fünf Sekunden freie Bahn.

Manchmal bedauerte er es, daß es nicht möglich war, in dieser Zeitspanne einen so grausamen und gefährlichen Gegner ein für allemal auszuschalten. Hätte er das getan, wäre die Kraft des Stabes dahin gewesen, und er hätte vor allen Dingen gegen Buddha gehandelt, der im Prinzip ein friedlicher Mensch war.

Der Inspektor war schnell wie der Blitz. Sein Karatetraining zahlte sich aus. Als er sich bewegte, hätte ein Beobachter das Gefühl haben können, dieser Mann würde den Boden kaum berühren, so schnell wer

er. Im Lauf stieß er Mandra zur Seite, der steif auf den Marmorboden prallte, dann war Suko an der Treppe und jagte mit großen Sprüngen die Stufen hoch.

Wikka stand nicht weit entfernt.

Und sie hielt etwas in der Hand.

Der Chinese hatte die Träne des Teufels noch nie gesehen, dennoch wußte er, daß es sich bei dem Stein nur darum handeln konnte. Das war die Träne des Teufels, so vollkommen geschliffen, so außergewöhnlich groß, und sie lag auf der verbrannten Klaue der Oberhexe.

Nicht ein Finger hielt sie fest, denn der Stein hatte auf dem Handteller seinen Platz gefunden.

So etwas empfand Suko als ideal. Er schlug blitzschnell unter die Hand, der Stein wurde in die Höhe geschleudert und von dem Chinesen noch im selben Moment aufgefangen.

Jetzt hatte er ihn!

Und da bewegte sich Wikka.

Die fünf Sekunden waren vorbei!

Eigentlich blieb sie ja stehen, es wurden nur genau die Bewegungen weitergeführt, die gestoppt hatten, als der Chinese das magische Wort rief.

Es waren die beiden Schlangen, die Wikkas Stirn verließen.

Ausgerichtet auf das Ziel hätten sie den Inder getroffen, aber der stand nicht mehr dort, wo er sich zuvor aufgehalten hatte, und so jagten die magischen Tiere genau ins Leere.

Die Schlangen besaßen eine besondere Bedeutung. So oft sie auch schon vernichtet worden waren, man konnte sie nie völlig töten, denn sie wuchsen immer nach. Weshalb? Das Rätsel hatte Suko noch nicht lösen können.

Das alles spielte auch keine Rolle, jetzt zählte allein Wikka. Aus den Augenwinkeln bemerkte Suko, wie sich Mandra Korab um die eigene Achse drehte, und er schrie dem Inder zu, auf dem Boden liegen zu bleiben.

Was zu erledigen war, wollte er tun.

Wikka tobte.

Aus ihrem Maul drang ein Kreischen, das man mit dem Wort höllisch umschreiben konnte. Es war vielleicht die Wut, denn Wikka hatte genau gespürt, daß sie den Stein des Teufels nicht mehr besaß. Deshalb diese grauenhaften Schreie, die gleichzeitig Anfeuerungsrufe für ihre beiden Schlangen waren.

Getötet hatte Suko sie nicht. Wenn die Schlangen einen Menschen erwischten, konnten sie ihn vernichten. Da gab es kein bekanntes Gegenmittel, Sie legten den schrecklichen dämonischen Keim, und der Mensch kam nicht mehr von ihm los.

Auf der einen Seite die Schlangen, auf der anderen die gefährliche Hexe.

Suko konnte sich nicht um beides kümmern, deshalb mußte er Mandra Korab einen Teil der Aufgabe überlassen. Gedankenschnell zog er seine Peitsche, schlug einen Kreis, und die drei aus Dämonenhaut gefertigten Riemen rutschten hervor.

»Mandra!«

Seine Stimme gellte, der Inder drehte den Kopf und sah im selben Augenblick, daß ihm Suko die Peitsche entgegenwarf. Natürlich kannte Mandra die Funktion dieser Waffe.

Sein Arm schnellte der Peitsche entgegen, er öffnete die rechte Hand und bekam den Griff zu fassen.

Suko wußte, daß er sich um Mandra nicht mehr zu kümmern brauchte, Wikka zählte jetzt mehr.

In der Tat stellte sich der Inder zum Kampf. Das waren in diesem Fall die Schlangen.

Sie hatten ihn töten sollen, allein darauf waren sie programmiert gewesen. Der erste Versuch war fehlgeschlagen, nun befanden sie sich auf dem Weg, dies nachzuholen.

Dabei hielten sie sich dicht nebeneinander. In der Zwischendistanz blieb praktisch die Stirnbreite der Hexe. Mandra sah es als einen großen Vorteil an. Wenn er geschickt vorging, konnte er vielleicht beide Schlangen mit einem Schlag erwischen.

Mandra Korab fiel in die Knie, holte dabei aus, drehte sich ein wenig und kam wieder in die Höhe.

Gleichzeitig schlug er zu.

Die drei Riemen öffneten sich. Sie flatterten gewissermaßen auseinander. Gleichzeitig hieben sie zu. Dabei mußten sie den Weg der, Schlangen kreuzen, einen Fehlschlag konnte sich Mandra nicht erlauben.

Treffer!

Ein Klatschen vernahm er nicht, die beiden Schlangen waren einfach zu dünn, aber er sah und spürte genau, daß sich die widerlichen Tiere innerhalb der Riemen verfingen.

Die Riemen hatten sich um die grünen Körper gewickelt und entfalteten nun ihre volle magische Kraft.

Bevor sie den Boden berührten, hatte sich der Knoten schon gelöst, und die Schlangen waren zerstört.

Rauch und Asche, mehr blieben von diesen gefährlichen kleinen Bestien nicht zurück.

Mandra hatte es geschafft.

Er konnte sich nicht auf seinen Lorbeeren ausruhen, sondern wollte sehen, was Suko gegen Wikka unternahm. Möglicherweise wollte er ihm zur Seite stehen.

Wie gefährlich die Hexe war und welch eine satanische Kraft in ihr steckte, bewies sie in den nächsten Augenblicken. Während Mandra verzweifelt gegen die Schlangen gekämpft hatte, war es ihr gelungen, zurückzuweichen.

Sie stand höher auf der Treppe, und Suko setzte mit gewaltigen Sprüngen nach.

Seinen Stab konnte er nicht mehr einsetzen, er mußte sich erst regenerieren. Mit der Beretta zu schießen, hatte auch keinen Sinn, denn die Hexe war durch Silberkugeln nicht zu töten, deshalb versuchte er es mit dem Stein.

Die Träne des Teufels sollte Wikka vernichten.

Der Chinese wußte nicht, wie er es genau anstellen sollte. Er verließ sich dabei auf sein Glück. Er hatte nicht gesehen, wie Mandras Dolche verschwanden. Man konnte es praktisch als Zufall betrachten, daß Suko trotz allem Glück hatte.

Mit Wikka geschah das gleiche wie mit den Dolchen. Sie konnte sich auf der Treppe nicht mehr halten, denn ein Sturmwind schien in ihren Rücken zu blasen. Wikka warf beide Arme hoch in die Luft. Sie wurde gedreht und im nächsten Moment die Stufen nach unten geschleudert.

Suko ballte bereits seine freie linke Hand, um Wikka auf seine Art zu empfangen. Es war nicht mehr nötig, denn die Hexe wurde innerhalb einer kaum meßbaren Zeitspanne zu einem winzigen Etwas, das in den Stein hineinraste.

Mit ihr war das gleiche wie mit den Dolchen passiert, Suko senkte den Kopf. Er schaute auf den Stein, und seine Augen weiteten sich vor Verwunderung.

Nichts war mehr von Wikka zu sehen.

Die Träne des Teufels hatte die Hexe verschluckt. Der Chinese wurde ein wenig blaß, er schüttelte den Kopf und sah im nächsten Moment auf, als er im oberen Gang hastige Schritte hörte. Jemand lief auf die Treppe zu, seine Gestalt zeichnete sich ab, und Suko, der bereits eine gespannte Haltung angenommen hatte, entkrampfte sich wieder, als er den Mann erkannte.

Es war der Geisterjäger!

***

Suko hatte sehr laut sein magisches Wort gerufen. Auch mich hatte es erreicht und gestoppt. Zum Glück war die Gefahr vorbeigewesen, und nach den fünf Sekunden hielt mich nichts mehr im Zimmer. Dennoch warf ich einen Blick auf den Makler, der keine Augen für mich hatte, sondern nur auf seine verletzte Hand starrte und den schwarz verbrannten Stumpf anklagend in die Höhe streckte.

Er hatte schrecklich bezahlen müssen, aber ich konnte ihm auch nicht helfen. Wenigstens nicht mit Taten und auch nicht im

Augenblick. Ich bat ihn nur, im Zimmer zu bleiben, das ich so rasch wie möglich verließ.

Den Gang durcheilte ich in Rekordzeit, erreichte die Treppe und blieb dort stehen. Ruckartig hatte ich bremsen müssen und wäre fast noch gefallen. Meine ausgestreckte Hand fand die Wand, daran stemmte ich mich ab, schaute nach unten, so daß sich Sukos und mein Blick zwangsläufig begegneten.

Ich sah meinen Freund lächeln. Er konnte sich das breite Grinsen leisten, denn in seiner rechten Hand befand sich das, um was es so großen Ärger und so große Schrecken gegeben hatte.

Die Träne des Teufels!

Ich blieb auf der drittletzten Stufe stehen und schüttelte den Kopf.

»Jetzt bist du platt, wie?«

»Noch platter«, erwiderte ich. »Woher hast du den Diamanten?«

»Wikka war so nett.«

»Nachdem sie nicht anders konnte.«

Suko hob die Schultern. »Was will man machen, John? Manchmal mußt du die Leute eben zu ihrem Glück zwingen. Da reagieren Dämonen nicht anders als Menschen.«

Ich nickte. »Wie wahr du wieder gesprochen hast.« Zusammen mit Suko schritt ich die restlichen Stufen der gebogenen Treppe hinunter, und wir gesellten uns zu Mandra Korab, der auch einen erleichterten Eindruck machte.

Das merkte ich sehr schnell und fragte: »Was hast du, Mandra? Bist du sauer?«

Eine akustische Antwort bekam ich nicht. Statt dessen öffnete der Inder seine Jacke und präsentierte mir seinen Gürtel.

Er war leer!

Zunächst einmal tat ich nichts. Ich schaute nur, meine Gesichtshaut verlor an Farbe, und ich mußte hart schlucken. Bevor ich sprach, räusperte ich mir die Kehle frei.

»Wie ist das möglich?«

»Magie«, erwiderte Mandra dumpf, während er gleichzeitig die Dämonenpeitsche an Suko zurückgab.

Da er zu keiner weiteren Erklärung mehr ansetzte, schaute ich auf Suko.

Mein Freund hob die Schultern. »John, von mir kannst du nicht viel hören. Ich war im Keller.«

Beide schauten ziemlich enttäuscht. Man konnte den Gesichtsausdruck auch als deprimierend bezeichnen.

Da ich selbst hart genug um den Besitz der Dolche gekämpft hatte, konnte ich mich sehr gut in Mandras Lage hineinversetzen. Aber ich wollte wissen, was geschehen war. Er mußte reden, schließlich waren wir Freunde.

Ich trat auf ihn zu und legte meine Hand auf seine Schulter. »Mandra«, sagte ich mit leiser Stimme. »Wir kennen uns lange genug. Ich bitte dich, sage mir, was geschehen ist.«

»John.« Er holte nach diesem Wort tief Luft. »Verdammt, John, es ist nicht einfach.«

»Das kann ich mir vorstellen. Rede trotzdem.«

Mandra schaute noch einmal auf seinen Gürtel. »Sie sind weg«, flüsterte er mit kratziger Stimme.

»Das sehe ich. Aber wer hat sie dir genommen?«

Ein Blick aus seinen dunklen Augen traf mich. Danach deutete er an mir vorbei und zeigte auf Suko, der schräg hinter uns stand und den Stein in der Hand hielt.

»Dort sind sie.«

Ich begriff nicht sofort. »Suko?«

»Nein, der Stein!«

Jetzt war ich platt. Ich wollte lächeln, es zerfaserte zu einer Grimasse.

»Das ist doch nicht möglich«, erwiderte ich leise. »Der Stein kann die Dolche nicht…«

»Er hat sie verschluckt, aufgesaugt«, sagte Mandra knirschend.

»Verdammt, John, ich würde alles geben, um dies noch einmal rückgängig zu machen.«

Ich wußte einfach nicht, ob ich die Geschichte glauben sollte, denn ich konnte sie mir nicht vorstellen. »Zeig mir den Stein, Suko!«

Er gab ihn mir.

Der Diamant war wirklich außergewöhnlich. Nicht nur in seiner Form, sondern auch in seinem Schliff. Der Stein besaß einen daumendicken Seitenrand. Auf der Oberfläche war er in mehrere Dreiecke unterteilt worden, die vom Rand her zur Mitte hin liefen und dort ein kleines Dach bildeten, wo sie sich trafen.

Ich zählte die Dreiecke nach und kam auf die Zahl acht.

Hatten sie eine Bedeutung, oder waren sie nur zufällig entstanden?

Sehr genau schaute ich mir jedes Dreieck an. Der Stein sah blaß aus, vielleicht schimmerte er ein wenig bläulich.

Mir kam der Gedanke an die Kugel, die zu Tanith gehörte. Unter Umständen übte dieser Diamant die gleiche Funktion aus. Fragen, deren Auflösung uns in Zukunft zu interessieren hatten.

Außer seiner Größe und Schwere war sonst nichts Auffälliges an ihm zu entdecken.

Dennoch hatte er die Dolche verschluckt. »Wie ist das alles passiert?« wollte ich von Mandra Korab wissen.

Er berichtete. Staunend und fassungslos hörte ich zu. Auch Suko mischte sich ein und erklärte, wie Wikka so plötzlich verschwunden war. »Sie tauchte in den Stein hinein.«

»Und wie ging das praktisch vor sich?« wollte ich wissen.
Die Erklärung ließ mich ebenfalls staunen. Einen Grund, meinen Freunden keinen Glauben zu schenken, hatte ich nicht. So mußten wir uns alle wohl oder übel mit den herrschenden Tatsachen abfinden.
»Wir bekommen die Dolche zurück«, erklärte ich meinem Freund aus Indien. »Verlaß dich drauf.«
»Und wie?«
»Das müssen wir eben herausfinden.«
»Wenn der Stein tatsächlich aus einer Träne des Teufels hergestellt sein sollte, wären wir die letzten, die ihn in die Finger bekommen sollten«, erklärte Mandra sehr richtig. »Ich nehme an, daß der Teufel alles einsetzen wird, um den Stein wieder in seine Hände zu bekommen. Wikka ist dort verschwunden, auf sie will er wohl nicht verzichten, und auch meine sieben Dolche sind da. Sollte es uns gelingen, das Geheimnis des Steines zu lösen, würden sich bestimmt einige Probleme von selbst erledigen.«
»Aber was hast du erlebt?« fragte mich Suko.
»Ich traf ja zuerst auf Wikka. Sie arbeitete mit magischem Feuer, das ich stoppen konnte…« Anschließend berichtete ich über Einzelheiten und vergaß auch nicht, das schwere Schicksal des Maklers van Doolen zu erwähnen.
Meine beiden Freunde schüttelten die Köpfe. Sie wurden blaß. Suko fragte: »Hat er überlebt?«
»Ja.«
»Vielleicht kann er uns trotz seiner Schmerzen helfen. Er müßte doch etwas über den Stein und dessen Herkunft wissen.«
Der Gedanke war nicht schlecht. Ich nickte den beiden zu, drehte ab und schritt die Treppe hoch. Über die Schulter rief ich zurück, daß ich ihn holen würde.
Er war im Augenblick tatsächlich unsere einzige Chance!

***

Der Himmel hatte seine Schleusen geöffnet und den Wind gleichzeitig zur Orkanstärke potentiert. Wolken, die zunächst nur sporadisch den Himmel bedeckt hatten, waren zu gewaltigen Bergen aufgetürmt worden und entleerten sich.
Zuerst war es nur Regen, der, aus Richtung Westen kommend, schräg über die Straße peitschte, gegen Bäume, Büsche und Sträucher prasselte und in langen, undurchsichtigen Schleiern über die Felder jagte. Der Sturm rüttelte in den blattlosen Kronen der Bäume. Er bog Äste und riß kleinere Zweige ab, die er wie ein leichtes Spielzeug durch die Luft schleuderte.
Das Wetter verwandelte weite Landstriche in eine Hölle. Da jaulte, brauste und heulte es. Tiere verkrochen sich, und Menschen ließen

sich erst gar nicht auf den Straßen blicken.

In den Orten riß der Sturm Antennen von den Häusern und deckte ganze Dächer ab. Er schleuderte Fahrräder und Mopeds zur Seite, als wären sie Abfall, und der Wind brachte die Kälte mit.

Aus dem Regen wurde Schneeregen, anschließend Schnee.

Naß, pappig und in dicken Flocken fiel er aus den grauen Wolkengebilden, ein weißes, undurchsichtiges Gestöber, das ebenso wenig zu durchschauen war wie der Regen.

Im Nu hatten sich die Schneemassen auf Dächer, Straßen, Wälder und Felder gelegt, während der Sturm weiterhin mit unverminderter Wucht toste.

Der Schnee verschonte auch den neben dem Grundstück abgestellten Fiat nicht. Er schaufelte die weiße Pracht wie mit gewaltigen Händen gegen den kleinen Wagen, so daß die Person, die in ihm saß, schon bald nichts mehr sehen konnte.

Den Regen hatte sie noch mit stoischer Geduld ertragen, doch der Schnee ließ sie sehr schnell verzweifeln.

Steif saß sie auf dem Sitz. Sie trug einen dunklen Pelzmantel, so konnte sie die Kälte halbwegs ertragen. Die blonde Frau hatte beide Hände in den Taschen des Mantels vergraben. In ihrem Gesicht regte sich nichts, dennoch war sie nervös. Eigentlich war diejenige, auf die sie wartete, viel zu lange fortgeblieben. Sie hatte nur kurz etwas erledigen wollen, um anschließend wieder zurückzukommen.

Bisher war nichts geschehen.

Einmal nur war ein Wagen an dem Fiat vorbeigefahren. Und das war noch vor dem großen Unwetter gewesen. Danach war nichts mehr passiert, was bei der Blonden einen Verdacht hätte auslösen können.

Wer sie so ansah, hätte sie für alles halten können, nur nicht für das, was sie tatsächlich darstellte.

Eine Hexe!

Wenn auch nicht so schlimm wie Wikka, so konnte man der blonden Frau und ehemaligen Detektivin Jane Collins dennoch Menschenverachtung und Haß nachsagen sowie eine Liebe zum Teufel, denn all dies gehörte zum Image der Hexe.

Und das war Jane Collins!

Seit der Geist des unheilvollen Rippers in ihr steckte, gehorchte sie der Schwarzen Magie, den Gesetzen der Hölle und den Regeln des Teufels.

Sie tat genau das, was man ihr sagte, und was diese grausamen Rituale vorschrieben.

Eine Vorgesetzte hatte und erkannte sie an.

Wikka!

Die Oberhexe war für Jane Freundin, Beraterin und Chefin.

Gemeinsam klügelten sie die finstersten Pläne aus, denn sie wollten

der Menschheit Schaden zufügen und dem Satan wohlgesonnen sein.

In der letzten Zeit hatte es arge Schwierigkeiten gegeben. Für den Satan waren nicht nur die Männer um John Sinclair Gegner, auch andere schwarzmagische Geschöpfe wollten die Macht des Teufels brechen, so daß zwischen ihnen ein erbarmungsloser Kampf tobte.

Der Satan wollte alte Machtpositionen nicht aufgeben, die er praktisch seit Anbeginn der Zeiten innehatte. Sein Bestreben war die schwarzmagische Expansion, der Ausbau, die Vervollkommnung der Macht, und er wollte seine Feinde in die Knie zwingen.

Ihm stand das zur Verfügung, was die Menschen als Hölle bezeichneten, und er hatte Hexen wie Wikka und Jane Collins auf seiner Seite, die für ihn recherchierten und kämpften.

Wie in diesem Fall, da Wikka die Träne des Teufels zurückholen wollte.

Was genau mit diesem Stein geschehen war, wußte nur sie zu sagen.

Auch kannte nur sie seine Kräfte. Jane jedenfalls hatte sie nicht darüber informiert. Die ehemalige Detektivin und jetzige Hexe sollte nur im Wagen warten.

Das tat sie auch, während der Wind die Schneemassen gegen den kleinen Fiat schaufelte.

Hätte der Wagen auf freier Fläche gestanden, wäre er sicherlich durch die Naturgewalten gepackt und mitgerissen worden. So aber parkte er hinter der Grundstücksmauer und blieb in seiner Deckung von der urwüchsigen Gewalt weitgehend verschont.

Er schneite dafür ein. Die Flocken fielen wie ein Vorhang vom Himmel. Sie waren dick und wäßrig, wären als einzelne schnell weggetaut, doch in der Masse blieben sie überall liegen und bedeckten das Land mit einer weißen Haube.

Es gefiel Jane Collins überhaupt nicht, daß sie nichts sehen konnte, deshalb schaltete sie die beiden Wischer ein.

Der Schnee war zu dick. Die beiden Blätter schafften es einfach nicht, die pappigen, nassen, weißen Massen von der Außenhaut der Scheibe zu drücken.

Jane fluchte. Sie überlegte, ob sie aussteigen und die Scheibe säubern sollte, sah jedoch ein, daß es keinen Sinn hatte. Deshalb verschob sie ihr Vorhaben bis zur Abfahrt.

Wäre Wikkas Plan aufgegangen, hätten die beiden Hexen schon längst unterwegs sein müssen, doch die erste Dienerin des Teufels war noch nicht wieder zurückgekehrt. So blieb Jane Collins nichts anderes übrig, als zu warten.

Die Sorgen wuchsen.

Es waren nicht die Sorgen, die sie als normaler Mensch gehabt hatte.

Sie dachte jetzt in anderen Maßstäben, denn sie wollte, daß die Hölle gewann und nicht die Menschheit.

War etwas passiert?

Im Normalfall hatte Jane Collins längst nachgesehen, hier zögerte sie bewußt, denn sie hatte von Wikka die Order bekommen, im Wagen so lange zu warten, bis die Oberhexe zurückkam. Und das wollte sie durchhalten, so schwer es ihr auch fiel.

Die Zeit verstrich. Der aus den Wolken fallende Schnee hatte längst eine handhohe Haube auf den kleinen Fiat gelegt. Er klebte an den Scheiben, und Jane Collin kam sich vor wie in einem Iglu. Es gelang ihr kaum, die Scheibe ein Stück nach unten zu drehen, weil ihr der nasse Schnee einen zu großen Widerstand entgegensetzte.

Auf die Uhr hatte sie nicht geschaut, doch es kam der Zeitpunkt, da zuckte sie plötzlich zusammen.

Etwas war geschehen.

Nichts, das etwas mit ihr direkt zu tun hatte, sondern mit Wikka, der Oberhexe.

Jane hatte ihren Ruf vernommen.

Einen sehr fernen Schrei, mehr ein qualvolles Jammern, wie das eines Tieres, das man in irgendeinen ausbruchsicheren Käfig gesteckt hatte.

Die Oberhexe mußte sich in großen Schwierigkeiten befinden.

Jane Collins ballte die Hände. Ihre Augen nahmen einen anderen Ausdruck an, der Blick wurde gläsern und gleichzeitig lauernd.

Es war etwas passiert!

Sollte sie trotz der gegenteiligen Anordnung den Wagen verlassen und auch das Haus des Maklers betreten?

Jane lehnte sich zurück. Am Hinterkopf spürte sie die weiche Nackenstütze. Die Augen hielt sie halb geschlossen, sie konzentrierte sich wieder auf den Ruf und vernahm deutlich die Angst der Oberhexe Wikka.

Sie mußte in der Klemme stecken.

»Der Stein… Vorsicht… grauenvolles Geheimnis… andere sind hinter ihm her… warne… Teufel…«

Es waren zusammengestammelte Sätze, die Jane Collins erreichten.

Mehr erfuhr sie nicht.

Doch sie reichten aus.

Jane Collins gab sich innerlich und äußerlich einen Ruck, bevor sie zum Griff tastete und die Tür aufstieß.

Mochte Wikka ihr aufgetragen haben, was sie wollte, das alles zählte nun nicht mehr. Die Oberhexe befand sich in Not. Vielleicht sogar in einer Gefahr, aus der sie aus eigener Kraft nicht mehr herauskommen konnte.

Die ehemalige Detektivin stieg aus. Ihre Füße versanken im Schnee.

Die Straße war in ihren Umrissen längst nicht mehr zu sehen. Das Feld und sie bildeten eine Ebene.

Rechts, wo die hohe Grundstücksmauer wuchs, ging der schmale Bürgersteig in die Straße über. Eine weiße Fläche breitete sich vor den Augen der Detektivin aus.

Das kurze Unwetter war vorüber. Zwar blies noch immer der Wind, nur längst nicht mehr so stark. Er brachte jetzt feineren Schnee mit, den er vom Boden hochgeschleudert hatte.

Die Luft war klar geworden und auch kalt.

Jane schaute nach vorn, als sie die Wagentür ins Schloß hämmerte.

Durch den Druck fiel Schnee von den Scheiben und vom Dach.

Ein Wagen fuhr herbei. Jane konnte den Fahrzeugtyp nicht erkennen.

Sie sah nur die beiden Scheinwerfer, die auf sie wie gelbe Glotzaugen wirkten.

Im Normalfall war sie eine mißtrauische Person, doch diesmal dachte sie mehr an Wikka und deren Schicksal. Deshalb interessierte sie der langsam heranfahrende Wagen überhaupt nicht…

***

Ich fand Hendrik van Doolen, den Makler, noch so im Zimmer vor, wie ich es verlassen hatte.

Er hockte auf dem Boden, direkt unterhalb der offenstehenden Safetür.

Daß ich eintrat, schien er kaum bemerkt zu haben, denn sein Blick war nach innen gekehrt. Die Augen zeigten einen stumpfen Glanz, der Mund stand offen. Worte drangen über seine Lippen, die ich nicht verstand, weil flämisch gesprochen wurde.

Ich redete ihn an.

»Monsieur van Doolen!«

Er blieb so.

»Monsieur van Doolen!« Noch einmal redete ich, wobei ich auf ihn zuschritt.

Erst jetzt bemerkte er mich. In einer müden Bewegung hob der Makler den Kopf. Anklagend hielt er mir seinen verbrannten Stumpf entgegen.

»Da«, sagte er, »da sehen Sie, was sie mit mir gemacht haben, zum Henker…«

»Darüber und über andere Dinge wollte ich mit Ihnen reden, Monsieur.«

»Es gibt nichts mehr zu reden.«

»Doch«, widersprach ich, »oder wollen Sie die Träne des Teufels nicht mehr zurückhaben?«

Er schaute mich ernst an. In seinen Augen las ich Trauer, Schmerz und Depression. »Was bin ich denn?« flüsterte er. »Ein Krüppel, dem man alles genommen hat.«

Ich verstand ihn. Und hätte ihm auch gern Trost zugesprochen, aber

ich tat das Gegenteil. Mir oder uns nutzte kein Mann, der sich selbst bemitleidete. Wenn wir etwas erreichen wollten, mußten wir schnell handeln.

Auf der Bettkante ließ ich mich nieder. »Nein, Sie sind kein Krüppel«, erwiderte ich, »das mit der Hand läßt sich leicht in Ordnung bringen. Denken Sie an die Möglichkeiten der plastischen Chirurgie. Man wird Ihnen eine Kunsthand annähen, deren Finger voll beweglich sind. Das alles ist heute kein Problem mehr. Auch Ihre Seele wird wieder geheilt werden. Wenn Sie nichts tun, werden Sie irgendwann einmal in Depressionen ersticken, deshalb kämpfen Sie dagegen an. Überwinden Sie Ihre Angst und Ihre Depression, helfen Sie uns!«

»Uns?« fragte er leise.

»Ja, auch meine beiden Freunde sind noch mit von der Partie. Zu dritt sind wir stark, zu viert noch stärker. Daran sollten Sie denken, Monsieur van Doolen.«

»Haben Sie eine Zigarette?« fragte er mich.

»Gern.« So gern gab ich ihm auch keine. Nicht daß es mir um den Glimmstengel gegangen wäre, nein, ich verlor nur Zeit, wenn wir im Zimmer blieben. Irgendwie mußte ich auch auf den Mann Rücksicht nehmen, das gestand ich mir selbst ein.

Ich reichte ihm auch Feuer, und er saugte den Rauch gierig ein. Ein paarmal hustete er durch, schüttelte den Kopf und stützte ihn mit dem Arm.

Ich stand auf und holte einen Aschenbecher. Für einen Moment blieb ich am Fenster stehen, schob die Gardine zur Seite und schaute nach draußen.

Erkennen konnte ich überhaupt nichts mehr, ich starrte in einen gewaltigen Flockenwirbel. Schulterzuckend wandte ich mich ab, nahm meinen Platz wieder auf der Bettkante ein und reichte van Doolen den Ascher.

Er drückte die Zigarette aus. »Sie schmeckt mir nicht«, kommentierte er.

»Können wir jetzt gehen?« fragte ich.

»Ja.« Einen letzten Blick warf er zurück. Irgendwie abschiednehmend kam er mir vor. Er schaute auf den leeren Safe, sah sich noch einmal im Zimmer um und hob die Schultern. Dann verließ er mit mir zusammen den Raum. Auf dem Weg zur Treppe erkundigte er sich nach meinen beiden Freunden.

»Sie sind unten«, erklärte ich, »und warten dort.«

»Was sind Sie für ein Mensch, Monsieur Sinclair?«

»Polizist.«

»Aber nicht aus Belgien.«

»Nein, Scotland Yard.«

»Aha, Engländer!« Er hatte die Treppe erreicht und schritt über die

erste Stufe nach unten. Dabei hielt er den Kopf gesenkt. Die Lippen lagen aufeinander und bildeten fast einen Strich. Er atmete nur durch die Nase. Manchmal bewegte er auch den rechten Arm.

Mandra Korab und Suko schauten uns entgegen. Die beiden hatten den Besitzer des Hauses noch nicht gesehen. Ich war gespannt, wie van Doolen reagierte, wenn er den Stein sah. Hoffentlich vernünftig. Daß wir uns den Stein »ausleihen« würden, lag auf der Hand. Wir konnten ihn einfach nicht mehr hergeben. Erstens brachte nur er uns weiter, und zweitens war van Doolen schutzlos, denn die andere Seite würde immer wieder versuchen, den Stein an sich zu bringen. Ob der Mann eine zweite Attacke überlebte, war fraglich.

Das Lächeln, mit dem er meine beiden Freunde begrüßte, fiel gequält aus. Ich schlug vor, zu einer Sesselgruppe zu gehen. Dort konnten wir uns in Ruhe unterhalten.

Wir nahmen Platz.

Van Doolen deutete auf eine kleine Vitrine. »Dort habe ich etwas zu trinken. Wenn Sie wollen…«

Wir lehnten ab. Er wollte einen Whisky. Ich holte Flasche und Glas.

»Danke«, sagte er, als ich eingeschenkt hatte und er einen langen Schluck nahm.

Kaum hatte er das Glas abgesetzt, stellte ich schon die ersten Fragen.

Dabei war ich jetzt froh, daß mein Freund Suko den Stein nicht in der Hand hielt, sondern ihn versteckt hatte.

»Bitte, Monsieur van Doolen, berichten Sie uns, woher Sie den Stein haben.«

Er begann von seiner Leidenschaft zu erzählen, und zeichnete ein Bild von sich, das uns außergewöhnlich erschien. Wir erlebten hier einen Fanatiker, der sich von einer kalten Juwelenpracht blenden ließ.

Er redete und redete, doch auf das eigentliche Thema kam er nie so recht zu sprechen.

»Woher haben Sie den Stein?« wollte ich wissen.

»Ein Mann brachte ihn mir.«

»Wie hieß der Mann?«

»In diesem Geschäft arbeitet man nicht mit Namen.«

»Können Sie den Mann beschreiben?« erkundigte sich Mandra in einem lupenreinen Französisch.

»Nein.«

»Wieso nicht?«

Van Doolen schaute mich wieder an. »Es war einfach zu dunkel.«

»War er groß oder klein?«

»Eher klein.«

»Wie sprach er?«

»Sehr langsam.«

»Was sagte er ungefähr?« wollte Suko wissen.

»Er war der Meinung, daß mir der Stein Unglück bringen würde«, erklärte der Makler mit leiser Stimme.

»Wieso Unglück?«

»Ich weiß es auch nicht so recht. Aber er sprach von einer seltsamen Kraft, die in dem Stein ihren Platz gefunden hätte und die ich nicht unterschätzen dürfte.«

»Ist er näher darauf eingegangen?«

»Nein. Ich hätte auch nicht hingehört, wissen Sie.« Er schluckte zweimal, bevor er weitersprach. »Dieser Stein hat mich so fasziniert, daß mir alles andere egal war.«

»Hat der Mann nicht gesagt, woher er den Stein geholt hat?« erkundigte sich Mandra.

»Das wollte ich gar nicht wissen.«

So sehr sich van Doolen den Stein gewünscht hatte, viel wußte er nicht. An der Träne des Teufels konnten wir uns die Zähne ausbeißen.

Es schien nicht möglich zu sein, den Weg zurückzuverfolgen. Ich wollte noch einmal auf den Überbringer zu sprechen kommen und ließ den Makler erst trinken. Der leerte das Glas. Als er es absetzte, zitterte seine Hand.

»Können Sie sich wirklich nicht mehr an den Überbringer des Steins erinnern, Monsieur van Doolen?«

»Nein, es geschah in der Nacht.« Er schaute auf seine Schuhspitzen und schüttelte den Kopf.

Dennoch ließ ich nicht locker. »Irgend etwas muß Ihnen doch an ihm aufgefallen sein.«

»Nichts. Ich wollte nur den Stein.«

Das sah mehr als bescheiden aus. »Wo hat er Ihnen die Träne des Teufels denn überreicht?«

»In der Nacht.«

»War es hier?«

»Natürlich nicht, Monsieur Sinclair. Wir trafen uns auf einer einsamen Straße. Ich saß im Auto. Er wartete bereits und übergab mir den Stein.«

»Können Sie uns vielleicht die Namen der Männer sagen, die Sie mit der Suche nach der Träne des Teufels beauftragt haben?« wollte ich von ihm wissen.

»Die habe ich vergessen.«

»Bewußt vergessen?«

»Ich fragte nicht danach.«

So kamen wir mit ihm nicht zurecht. Van Doolen zeigte sich verstockt.

Ich war davon überzeugt, daß er mehr wußte, als er zugeben wollte. So etwas Wichtiges und Einschneidendes vergaß man einfach nicht. Das konnte er mir nicht erzählen. Es hätte noch den Weg der Hypnose

gegeben, so wie wir ihn vor kurzem bei Erna Lengerich gewählt hatten, aber dazu fehlte uns die Zeit. Außerdem würde uns der Mann sein Einverständnis und Mitwirken sicherlich verweigern.

»Seltsam«, sagte er plötzlich, »es schmerzt nicht mehr.«

»Sie meinen Ihren Arm?« fragte Suko.

»Ja.«

»Werden Sie versuchen, die Träne des Teufels wieder zurück zubekommen?« erkundigte ich mich.

»Ich bin ein Krüppel!« erwiderte er scharf.

»Sie haben Macht und Einfluß«, hielt ich dagegen.

»Vielleicht finde ich noch einmal die Kraft, es zu tun«, gab er nach einer Weile zu.

»Dann müßten Sie den gleichen Weg gehen, den Sie schon vorher eingeschlagen haben.«

»In etwa.«

»Wie würden Sie sich denn mit der anderen Seite in Verbindung setzen?« Meine Frage klang harmlos. Ich hoffte, daß van Doolen den Hintersinn nicht begriff.

»Das müßte ich mir überlegen.«

Allmählich wurde ich sauer. Meine Freunde dachten ebenso. Suko hob die Augenbrauen, während Mandra die Lippen aufeinanderpreßte. Der Makler wollte uns leimen.

»Weshalb lügen Sie, Monsieur van Doolen?« erkundigte ich mich.

»Wir wollen Ihnen helfen und sind nicht Ihre Feinde.«

Er schaute uns der Reihe nach an. »Gehen Sie jetzt! Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen.«

»Wirklich nicht?« fragte ich. »Überlegen Sie es sich genau. Möglicherweise brauchen Sie unsere Hilfe noch.«

Als er atmete, stöhnte er auf. Gleichzeitig schüttelte er den Kopf.

»Weshalb lassen Sie mich denn nicht in Ruhe?«

»Weil Sie mehr wissen, als Sie zugeben wollen«, erwiderte Mandra Korab.

»Nein.«

»Doch!« hielt ich dagegen. »Wem haben Sie den Auftrag gegeben?«

»Ich kenne ihn nicht.«

»Aber Sie sind an ihn herangekommen.«

»Ja, ja!« schrie er. »Ich bin es auch. Verstehen Sie doch, ich kann diesen Mann nicht bloßstellen! Er hat mir verboten… ach, verdammt…«

Er wußte also doch mehr.

»Dieses Verbot zählt nicht mehr«, sagte Suko. »Es hat sich einiges geändert.«

»Für mich nicht.«

»Gerade für Sie! Vielleicht hat Sie sogar dieser Mann, dem Sie

vertraut haben, reingelegt. Alles ist möglich.«

Er senkte den Kopf. Wir merkten, daß es hinter seiner Stirn arbeitete.

Er überlegte. Seine gesunde Hand öffnete und schloß sich, bevor sie nach dem leeren Glas griff. Wir ließen ihm noch einige Sekunden Zeit.

Van Doolen stand vor einer schweren Entscheidung. Er war dabei, Positionen aufzugeben, die er normalerweise nie verlassen hätte. Dabei genügte uns schon ein kleiner Tip, ein leichter Hinweis, so daß wir etwas tun konnten.

»Nun?«

»Ich… ich habe mich mit ihm in Verbindung gesetzt.«

»Wer ist *ihm*?«

»Seinen Namen kenn ich nicht. Ich weiß nur, daß man ihn den Höllendetektiv nennt.«

Wir schauten uns an. Es war eine überraschende Aussage gewesen, denn mit ihr hatten wir nicht gerechnet. Ein neuer Begriff war gefallen.

Der Höllendetektiv!

»Mehr kann ich Ihnen nicht sagen«, erklärte er.

»Wo haben Sie ihn gefunden?«

»Ich weiß nicht.« Die Antwort klang patzig. Für uns war sie der Beweis, dass der Makler kein Wort mehr sagen würde, was dieses Thema anging. Er gab sich jetzt verschlossen wie eine Auster.

»Dieser Höllendetektiv hatte nicht zufällig etwas mit einem Vampir zu tun?« folgerte Mandra Korab. Er dachte dabei an den Vampir-Baron von Tirano, der uns auf die Spur des Steins gebracht hatte.

»Nein, wieso?«

»Es hätte ja sein können«, erwiderte ich.

»Es gibt doch keine Vampire.«

»Aber Höllendetektive.«

»Das schon.«

»Und wie sah dieser Herr aus?« fragte Suko.

»Ich habe ihn nicht richtig gesehen. Er verschwamm in einem düsteren Grau. Dabei war er völlig unauffällig. Den hätten Sie auf der Straße übersehen können.«

Er verschwamm in einem Grau! Diese Antwort ging mir nicht aus dem Sinn. So etwas kannten wir doch. Männer in Grau oder graue Männer, die auftauchten und blitzschnell verschwanden, nachdem sie ein Chaos hinterlassen hatten.

Und manchmal auch Tote…

Jetzt hatte ich den Faden wieder. Aibon! Jawohl, das waren die Männer in Grau. Sie mußten die Wächter und Aufpasser des geheimnisvollen Landes Aibon sein.

Suko nickte mir zu. Für mich ein Beweis, daß er ebenso dachte wie ich. Deshalb fragte ich. »Haben Sie den Begriff Aibon schon einmal

gehört, Monsieur van Doolen?«
»Aibon?« wiederholte er. »Nein! Was soll das sein?«
Ich winkte ab. »Schon gut.«
»Mehr kann ich Ihnen wirklich nicht sagen, Messieurs«, sagte er und deutete damit an, daß er das Gespräch für beendet hielt.
»Was werden Sie jetzt machen?« fragte ich und blieb sitzen, trotz van Doolens Aufforderung.
»Ich rufe einen Arzt an.«
»Und dann?«
Er sah mir in die Augen. »Ich weiß nicht, ob ich Ihnen trauen kann, Monsieur Sinclair, deshalb möchte ich über meine weiteren Pläne nicht reden.«
Lächelnd bekam er von mir die Antwort. »Ich kann mir vorstellen, daß Sie versuchen werden, den Stein wieder zurückzubekommen. Davor möchte ich Sie noch einmal warnen. Es lohnt sich nicht, Monsieur van Doolen, wirklich nicht.«
»Das habe ich nicht behauptet.« Seine Stimme klang sehr frostig.
Beide Hände stützte ich auf die Sessellehne. »Es war nur ein Ratschlag von mir. Mehr nicht.«
»Danke.«
Auch Suko und Mandra erhoben sich, während der Makler im Ledersessel hocken blieb.
Wir verabschiedeten uns von ihm mit einem Kopfnicken. Ratschläge hatte ich ihm genug erteilt. Ich glaubte allerdings nicht daran, daß er sich an die Direktiven halten würde.
Nachdenklich verließen wir das Haus. Als wir die Tür aufdrückten, konnten wir die Stufen der Treppe schon nicht mehr sehen. Alles war zugeschneit.
»Verdammter Mist«, fluchte Suko. »Das hat uns gerade noch gefehlt.«
Er schüttelte sich. »Den Wagen werden wir wohl freischaufeln müssen.«
»Was willst du?« Ich grinste ihn an. »Gymnastik in der Nacht - den müden Krieger munter macht.«
»So müde bin ich gar nicht.«
»Kommt, es wird Zeit.« Mandra drängte. Er war ziemlich deprimiert.
Verständlich, denn er hatte seine vier Dolche wieder verloren, von den drei restlichen gar nicht erst zu sprechen. Zwar wußten wir, wo sich die Dolche befanden - nämlich innerhalb des Steins -, aber wir kamen nicht an sie heran. Nur gut, daß Suko die Nerven bewahrt und den Stein van Doolen nicht gezeigt hatte.
Der Wind war schneidend kalt. Es schneite nicht mehr, doch die Kälte biß in unsere Gesichter. Der Wind hatte zudem gedreht. Er blies mehr aus Norden. Feine Schneekörner wurden von der überall liegenden Schicht hochgewirbelt und in unsere Gesichter geweht.

Manchmal bissen sie wie kleine Messer in die Haut.
Vorsichtig gingen wir dort hinab, wo wir einmal die Treppen gesehen hatten. Erst als unser Gewicht den Schnee eindrückte, spürten wir Stufenkanten unter unseren Sohlen. Ich knickte zweimal um, konnte mich aber fangen.
Ein Weg war ebenfalls nicht zu sehen. Wir gingen die Strecke zurück, die wir auch gekommen waren.
Jeder von uns hatte den Kragen seiner Jacke hochgestellt, um sich wenigstens ein wenig vor dem frostigen Wind zu schützen. Von den Ästen und Zweigen der Bäume fiel nasser Schnee. Ich schaute hoch zum Himmel. Er wirkte wie blankgefegt.
Auch den Mond sah ich. Ein Halbmond, der wie eine gelbe Gondel auf tintenblauem Wasser wirkte.
Unsere Füße hinterließen tiefe Spuren im Schnee. Bis weit über die Knöchel sackten wir ein. Wir bekamen nasse Füße, und die Hosenbeine klebten an den Waden. Es war wirklich kein Vergnügen, durch den pappigen Schnee zu stampfen.
Der Schnee reflektierte das wenige Mondlicht und schuf eine seltsame Helligkeit. Diesmal gingen wir in Richtung Tor. Als wir es erreichten, konnten wir sicher hinüberklettern.
Wir landeten auf der anderen Seite im tiefen Schnee. Suko meinte, während er sich die Hände trockenrieb: »Eigentlich müßten wir die Mordkommission alarmieren. Es hat schließlich einen Toten gegeben.«
»Ja, das wäre sinnvoll.«
Mandra war dagegen. »Denkt mal an die Fragen. Was können die Beamten schon ausrichten?«
Damit hatte er auch wieder recht. Außerdem wollten wir nicht mit den Behörden in Konflikt oder Kontakt geraten. Unsere Mission war nicht illegal, aber auch nicht abgesprochen. Manche Beamten reagieren da mehr als empfindlich.
Nahe der Mauer schritten wir unserem Leihwagen entgegen. Der Wind hatte den Schnee in wahren Massen gegen die Wand geschleudert und an ihr hochgetürmt.
Unseren Wagen sahen wir als weißen Hügel. Nicht einmal Stoßstangen waren zu erkennen. Der Opel präsentierte sich völlig eingeschneit.
»Schaufeln«, sagte Suko und machte sich ans Werk.
Mandra Korab schüttelte den Kopf. »So etwas passiert in Indien nicht«, erklärte er.
»Lieber das, als im Dschungel umherirren«, erwiderte ich.
Wir teilten uns die Aufgabe. Suko begann am Heck, Mandra vorn, ich in der Mitte.
Schon bald hatte ich steife Hände, und machte deshalb Fingergymnastik, um wieder mithelfen zu können.

Die Scheiben lagen bald frei, ein Teil der Motorhaube auch, was auf dem Dach lag, sollte uns nicht stören. Auch der Schlüssel paßte noch.

Obwohl das Schloß zugeschneit war, bekam ich es ohne Schwierigkeiten auf und stieg als erster in den kalten Wagen.

Ich setzte mich hinter das Lenkrad und zitterte vor Kälte. Es war ein erbärmliches Frieren, denn der Wagen schien aus Eisblöcken zu bestehen.

Suko pflanzte sich neben mich. Mandra nahm im Fond Platz, und Suko fragte mich, ob der Opel mit Winterreifen ausgerüstet wäre.

»Weiß ich doch nicht. Werden wir aber gleich merken.«

Technisch war er jedenfalls in Ordnung. Der Motor sprang sofort an, kaum daß ich den Zündschlüssel gedreht hatte.

Ich will nicht lange über unsere Bemühungen berichten, wegzukommen, es dauerte jedenfalls seine Zeit. Vor und zurück, wieder vor, schließlich kamen wir frei.

Im Schrittempo rollten wir weiter, nachdem ich einen Bogen gefahren hatte.

Die Scheinwerfer strahlten den Schnee an. Sehr vorsichtig ging ich mit dem Gas um, dennoch drehten die Räder durch, weil es zu glatt war.

Zu Fuß wären wir ebenso schnell weggekommen. So rollten wir wieder parallel zur Grundstücksmauer entlang, passierten wieder das Tor und gerieten dorthin, wo wir auf der Hinfahrt den parkenden Fiat passiert hatten.

Der Wagen war ebenfalls eingeschneit.

Als wir in seine Nähe gerieten, wurde an der linken Seite die Fahrertür auf gestoßen.

»Da hat jemand im Wagen gewartet und sich einschneien lassen«, sagte Suko und schüttelte den Kopf. »Seltsam, mich hätten keine zehn Pferde locken können.«

»Sogar eine Frau«, murmelte Mandra.

Wären die Witterungsverhältnisse normal gewesen und hätte ich mich nicht so sehr auf das Lenken zu konzentrieren brauchen, wäre mir vielleicht ein Verdacht gekommen. So aber warf ich kaum einen Blick auf die aussteigende Person, die jetzt den Wagenschlag wieder zuwarf.

»Sie schaut zu uns hin«, bemerkte Suko.

Ich sah ebenfalls auf.

Die Frau trug einen Pelzmantel. Den Kragen hatte sie hochgestellt, ihre Hände und einen Teil der Arme in den beiden Taschen vergraben und drehte sich nun ab, so daß sie uns den Rücken zuwandte.

Wir waren fast mit ihr auf gleicher Höhe, als Suko murmelte:

»Blondes Haar hat die Lady…«

Blondes Haar! Dazu eine Frau, die wartete. Auf wen, das wußten wir

nicht. Aber wir wußten, daß Wikka selten allein kam und stets eine gewisse Rückendeckung besaß.

Jane Collins!

Das dachte ich, während Suko den Namen aussprach. »Ja, verdammt, das ist Jane!«

Fast gleichzeitig war bei uns der Penny gefallen. Ich reagierte in diesem Moment falsch, einfach zu gefühlsmäßig, denn ich dachte nicht mehr an den rutschigen Untergrund.

Mein rechter Fuß nagelte das Bremspedal fest. Das Profil der Reifen wollte greifen, aber es war zu glatt.

So rutschten wir weiter.

Das Heck brach aus, trotz der geringen Geschwindigkeit, und als wir hielten, standen wir quer.

»Sie hat etwas bemerkt!« Suko hatte sich auf seinem Sitz umgedreht und löste den Gurt.

Auch ich hatte meinen zurückschnellen lassen und schob bereits den Wagenschlag auf.

Mandra Korab bekam alles nicht so rasch mit. Er stellte noch eine Frage, auf die wir gar nicht eingingen, denn die ehemalige Detektivin war wichtiger.

Jetzt hatten wir endlich eine Chance, sie zu packen. Auch Jane hatte etwas bemerkt, denn sie stand drei Schritte von ihrem Fiat entfernt und schaute in unsere Richtung.

Weil sie uns vielleicht nicht bemerkte, gab ich mich zu erkennen.

»Jane Collins!« schrie ich.

Sie duckte sich. Dann schleuderte sie uns einen wilden Fluch entgegen und rannte weg.

»Die packen wir!« erklärte Suko und startete ebenfalls.

Auch mich hielt nichts mehr. Nur Mandra blieb noch am Leihwagen zurück. Doch nicht lange, denn mittlerweile hatte auch er begriffen, was es heißt, Jane Collins gegenüberzustehen, denn mit ihr hatte er seine bösen Erfahrungen gesammelt, als sie ihn auf eine hinterlistige Art am Londoner Flughafen reinlegte.[4]

Diesmal sollte sie nicht entkommen!

Jane Collins mochte eine Hexe und mit außergewöhnlichen Kräften ausgerüstet sein, beim Laufen im nassen Schnee jedoch hatte sie mit den gleichen Schwierigkeiten wie wir zu kämpfen. Wenn wir uns abstoßen wollten, rutschten wir mit dem Standbein auf der glatten Unterlage zumeist weg und kamen deshalb nur ziemlich mühsam voran. Dabei ruderten wir mit den Armen, um auch das Gleichgewicht zu halten.

Jane kämpfte mit den gleichen Tücken. Sie lief in einem schrägen Winkel auf das weite Feld an der linken Straßenseite zu.

Dort lag ebenfalls dick und wie eine große Watteschicht der frisch

gefallene Schnee, der nicht länger jungfräulich blieb, weil Jane Collins ihre Fußspuren hinterließ.

Sehr deutlich hob sie sich auf der freien Fläche ab. Was sie auch unternahm, wir sahen jede Bewegung.

Ich hatte die Führung übernommen, Suko lief dicht hinter mir. Auf gleicher Hohe bewegte sich auch Mandra.

»Jane!« keuchte ich aus vollem Lauf. »Verdammt, Jane Collins, du hast keine Chance. Wir kriegen dich!«

Im Laufen drehte sie sich um und schrie: »Zur Hölle mit dir, Geisterjäger, zur Hölle!« Während der Worte rannte sie weiter und hatte das Pech, auszurutschen.

Plötzlich kam sie mir vor wie ein Tänzer bei einer verunglückten Figur. Sie stach die Arme in die Luft, kippte nach hinten weg, schwang das rechte Bein unnatürlich hoch und lag plötzlich so tief im Schnee, daß dieser ihren Körper bedeckte.

Wir holten auf.

Jane schrie wütend, als sie sich wieder hochrappelte. Mehr stolpernd als laufend bewegte sie sich voran, denn sie wollte uns unter allen Umständen entkommen.

Das würde sie nicht schaffen.

Suko löste sich und lief bereits einen Bogen. Von der linken Seite wollte er sie packen, während Mandra einen Halbkreis in die entgegengesetzte Richtung schlug.

So konnten wir die Flüchtende in die Zange nehmen.

Mich trennten noch höchstens fünf Schritte. Ich vernahm ihr Keuchen und Fluchen. Es klang wild und haßerfüllt. Vielleicht hatte sie eingesehen, daß sie uns auf diese Weise nicht entwischen würde, und Kräfte wie ihre große Meisterin Wikka besaß sie nicht. So tief hatte Wikka sie nicht in die Hexenkunst eingeweiht. Noch nicht.

Ich holte weiter auf.

Von links und rechts kamen Suko und Mandra. Sie hatten den Kreis enger gezogen. Janes Chancen schwanden von Sekunde zu Sekunde.

Bald war der Ring dicht.

Zwei Schritte noch.

Die ehemalige Detektivin rannte weiter. Sie ruderte mit den Armen, schlug um sich wie ein wilder Krauler, aber sie konnte den Vorsprung einfach nicht vergrößern.

Im Gegenteil, er schmolz zusammen.

Auch ich glitt hin und wieder aus, aber ich besaß mehr Kraft als Jane Collins, meine Sprünge waren stärker und demnach auch weiter, so daß ich stets näher an sie herankam.

Auch Suko und Mandra schlossen den Kreis dichter. Für Jane Collins gab es keine Chance mehr.

Ich stieß mich ab.

Exakt diesen Moment hatte ich abgewartet. Ich flog durch die Luft, streckte mich, und es gelang mir tatsächlich, sie zu fassen. Zwar berührte ich nicht ihren Körper, doch meine Hände verfingen sich im dichten Pelz ihres Mantels.

Eisern hielt ich fest, während ich in den Schnee fiel. Den Kopf behielt ich hoch, so daß ich sehen konnte, was mit Jane geschah.

Den plötzlichen Ruck und den Druck nach hinten konnte sie nicht egalisieren. Dazu war es einfach zu glatt. Sie bewegte ihre Beine zurück, ruderte mit den Armen, verlor den Halt und fiel ebenfalls in den Schnee.

Jetzt preßte ich mein Gesicht in den Schnee, denn Jane prallte genau auf mich.

Sie fluchte und tobte, rollte sich sofort wieder auf die Seite, um in die Höhe zu kommen, trat auch aus, und ich wurde zweimal an der linken Schulter getroffen, während um uns herum der Schnee in kleinen, feinen Wolken hoch wirbelte.

Im nächsten Augenblick waren Suko und Mandra da. Gemeinsam warfen sie sich auf die tobende Frau, packten mit ihren harten Händen zu und zerrten sie in die Höhe.

In ihrem Griff blieb sie hängen.

Suko und Mandra hatten die Arme der Hexe auf den Rücken gedreht, sie war praktisch wehrlos und hatte den Oberkörper nach vorn gebeugt, den Kopf aber erhoben, damit sie mich anschauen konnte.

An meiner Kleidung gab es keine trockene Stelle mehr. Auch im Gesicht klebte der Schnee, aber das alles zählte überhaupt nicht.

Hauptsache, ich hatte Jane.

Ich erhob mich und putzte mit der nassen Hand den Schnee aus meinem Gesicht. Dennoch blieb die Feuchtigkeit, und ich begann allmählich zu frieren.

Das alles zählte nicht, ich starrte nur auf die ehemalige Detektivin Jane Collins, die bewegungslos in den Griffen meiner beiden Freunde hing.

Wie lange hatte ich auf einen Augenblick wie diesen gewartet. Oft genug waren wir zusammengetroffen, doch Jane war es immer wieder gelungen zu entkommen, dank Wikkas Hilfe. Nun stand sie allein vor uns, Wikka war verschwunden, und ich würde auf sie achten wie auf meinen eigenen Augapfel.

Ich dachte darüber nach, daß sie vor ihrem Dasein als Hexe meine Freundin gewesen war. Wir hatten viel gemeinsam unternommen.

Beruflich mit Jane als Detektivin und privat auch als Geliebte.

Die letzten Jahre hatten dies zerstört, seit Jane auf der Gegenseite stand.

Und sie war eine Mörderin!

Jawohl, sie hatte Menschen umgebracht und hätte vor Gericht

gehört.

Aber konnte man sie wirklich anklagen, denn Jane war nicht mehr sie selbst, seit der Geist des unheilvollen Rippers in sie gefahren war. Er belebte sie, er diktierte ihr Handeln, aus diesem Grunde war sie auch Wachs in den Klauen einer Hexe wie Wikka.

»John, bitte…«

Es war Sukos Stimme, die meine Gedanken unterbrach. Der Inspektor ahnte, welche Stimmungen in meinem Innern tobten. Er hatte recht, wenn er mich unterbrach, ich durfte die Realitäten nicht zurückdrängen.

Über die Vergangenheit konnten wir später sicherlich reden.

Noch einmal wischte ich über mein Gesicht. Es lagen nur mehr Tropfen auf meiner Haut, die ich verteilte. Auch über die Lippen rann das Wasser. Sogar in den Augenbrauen klebte es.

Jane begann zu sprechen. Sie steckte noch immer voller Haß, als sie mir die Worte entgegenschleuderte. »Jetzt freust du dich wohl, verdammter Hund, wie?«

Ich schüttelte den Kopf. Mein Blick, mit dem ich sie anschaute, war ein wenig traurig. »Nein, Jane«, erwiderte ich leise. »Ich triumphiere nicht. Ich kann nicht triumphieren, denn ich muß stets an gewisse Dinge denken, die einmal waren.«

»Vergiß sie, es gibt sie nicht mehr.«

»Das habe ich oft genug feststellen können.«

»Na, bitte.« Sie schleuderte ihre Haare zurück. Wassertropfen und Schneeflocken wurden hochgeschleudert und sprühten in unsere Gesichter. »Jetzt hast du mich, und tu auch, was du schon längst hattest machen wollen.«

»Das wäre?«

»Töte mich!« kreischte sie. »Los, töte mich! Gib mir eine Kugel. Schieß sie mir zwischen die Augen, dann kannst du sicher sein, daß ich dir nicht mehr gefährlich werde.«

»Davon war nie die Rede.«

Jane Collins lachte schrill. »Was du nicht sagst. Du willst doch meine Vernichtung, Sinclair. Jetzt hast du die Chance, nutze sie, bevor Wikka kommt und…«

»Sie wird vorerst nicht kommen. Vielleicht niemals.«

Jane verschluckte sich fast. Sie starrte mich an. Der haßerfüllte Ausdruck verschwand allmählich aus ihrem Gesicht und schuf einem staunenden Platz. »Sie kommt nicht?«

»Nein.«

Jane fragte nicht nach, auch ich ließ mir Zeit. Suko und Mandra mischten sich nicht ein. Die beiden wußten, wie ich zu Jane stand oder gestanden hatte. Dieser erste Dialog war allein eine Sache zwischen ihr und mir. Da bewiesen meine Freunde genügend

Rücksicht.
»Hast du geblufft? Sinclair?«
Ich schüttelte den Kopf und holte gleichzeitig Handschellen aus festem Kunststoff hervor. »Ich habe nicht geblufft, du kannst dich auf Wikka nicht mehr verlassen.«
»Sie lebt aber!« stieß Jane hervor.
Eine Antwort bekam sie nicht. Ich umrundete Jane und gesellte mich zu meinen Partnern. Jane begann wieder zu toben und wollte sich wehren. Es hatte keinen Sinn. Zu dritt waren wir ihr mehr als überlegen und besaßen auch genügend Routine, um ihr die Handschellen anlegen zu können, auch wenn sie nicht wollte.
Suko und Mandra ließen sie los.
Wütend schüttelte sich die Hexe, achtete nicht mehr auf den glatten Untergrund, rutschte aus und landete am Boden. Dort ließen wir sie liegen.
Wir hatten sie eingekreist und schauten auf sie nieder. Der Mantel war nicht völlig geschlossen. Im oberen Teil stand er offen. Jane trug unter ihm einen dunklen Pullover. Die Beine waren durch eine lange Hose verdeckt worden.
»Was ist mit Wikka?« flüsterte sie.
»Weißt du es nicht?«
»Ihr habt sie nicht killen können!«
»Da hast du sogar recht, Jane. Nur haben wir etwas erreicht, was sie gern erreichen wollte.«
»Und das wäre?« Jane hatte die Augen ein wenig verengt. Die Haut auf dem Gesicht war gespannt. Es lag auf der Hand, daß sie etwas über Wikka erfahren wollte, sei es nun positiv oder negativ.
Ich schaute Suko an und nickte ihm zu. Mein Partner verstand mich auch ohne große Worte. Seine rechte Hand rutschte in die Tasche, und er holte damit etwas hervor, um das sich nun alles drehte.
Die Träne des Teufels!
Jane Collins stand zu Suko ziemlich ungünstig. Sie hatte noch nicht erkennen können, was er in der Hand hielt.
Ich streckte meinen Arm aus.
Der Chinese legte die Träne des Teufels in meine griffbereite Hand, die ich drehte und den Stein so hielt, daß die im Schnee liegende Hexe ihn genau erkennen konnte.
»Du weißt, was dies ist?« fragte ich.
Jane schaute starr. Sie wollte etwas sagen, es war ihr anzusehen, doch sie brachte keinen Ton über ihre blassen Lippen.
Ich drückte mich ein wenig in die Knie. »Kennst du das wirklich nicht, Jane Collins?«
»Ich… ich habe den Stein noch nie gesehen.«
Mein Lachen klang rauh. »Das glaube ich dir gern. Doch du wirst

wissen, was ich in der Hand halte. Es ist das, nach dem deine Meisterin Wikka so gejagt hat. Die Träne des Teufels. Schau ihn dir gut an, Jane Collins. Ich habe ihn jetzt. Du bekommst ihn nicht, und deine Wikka auch nicht mehr.«

Die blonde Hexe bog ihren Körper hoch. »Hast du ihn ihr abgenommen?« fragte sie.

»So ungefähr«, erwiderte ich, ohne den genauen Vorgang zu erläutern.

»Und wo ist sie?«

»Sprichst du von Wikka?«

»Von wem sonst?«

»Ich könnte dich raten lassen, Jane, aber ich will dir die Arbeit erleichtern.« Mit dem Zeigefinger der linken Hand klopfte ich gegen den Stein.

»Deine Meisterin Wikka befindet sich in der Träne des Teufels. Der Stein hat sie aufgesaugt wie ein Magnet.«

»Unmöglich!« schrie sie. »Du bluffst. Das kann einfach nicht sein. So etwas gibt es nicht!«

»Daß gerade du das sagst, wundert mich, Jane Collins. Sogar sehr stark. Wo du doch mit der Schwarzen Magie stets in Berührung kommst. Kannst du es dir wirklich nicht vorstellen?«

»Was?«

»Daß der Stein Wikka aufgesaugt hat.«

»Nein.«

»Ich habe zwei Zeugen.«

»Beweise es!« kreischte sie. »Beweise mir, daß Wikka tatsächlich in diesem Stein steckt.«

Ich winkte ab. »Es interessiert mich nicht, ob du mir glaubst oder nicht. Ich habe auch keine Lust, mit dir hier die Zeit zu vertrödeln. Wir werden jetzt fahren.«

»Wohin?« giftete sie mich an.

»Das wirst du schon früh genug erleben.« Auf mein Nicken hin reagierten Suko und Mandra.

Beide bückten sich synchron und zogen die Hexe in die Höhe.

Natürlich versuchte Jane Collins, sich zu wehren, doch sie kam gegen die Kräfte der Männer nicht an.

Wie eine Tollwütige gebärdete sich Jane. Sie spuckte, trat um sich, rutschte dabei auf dem glatten Untergrund zwangsläufig aus und wäre gefallen, hätten Suko und Mandra Korab nicht sehr fest zugegriffen.

Von einer Seite zur anderen schleuderte sie ihren Kopf. Die Haare, bisher noch vom Kragen festgehalten, lösten sich. Als blonde nasse Fahne flogen sie in die Gesichter meiner Freunde. Jane trat aus, drehte ihren Körper, schrie und spie.

Mandra und Suko mußten härter zugreifen, und sie schafften es auch,

die Detektivin ruhig zu bekommen.
Keuchend blieb sie im Griff der beiden Männer hängen. »Das wird euch noch leid tun!« fluchte sie. »Das wird euch noch so verdammt leid tun, ihr Hunde…«
Wir kümmerten uns nicht um ihr Gerede, sondern schleppten sie den Weg zum Wagen zurück.
Die Probleme begannen erst. Wir mußten Jane wegschaffen, aber wohin mit ihr, das war die große Frage.
Ich wollte unseren Chef, Sir James, anrufen. Er fand sicherlich eine gute Lösung.
Ich war vorgegangen und hatte die vier Türen des Fahrzeugs geöffnet.
Suko wollte sich mit Jane in den Fond setzen.
Er schob sich zuerst hinein. Kaum hatte sie ihren Platz gefunden, als sich der Chinese neben sie drängte.
»Bleib ruhig, Jane!« warnte er. »Du hast keine Chance.« Suko griff an ihr vorbei und drückte den Stift der Türverriegelung nach unten, so daß Jane den Wagenschlag nur aufstoßen konnte, wenn sie den Stift wieder in die Höhe zog. Und da traute sich Suko zu, schneller zu sein als sie.
Hatten wir uns zuvor über den Schnee geärgert, so wurde er nun zu einem Hindernis. Zeit hatten wir nicht, doch wir kamen auf der verdammten glatten Fläche nicht so rasch voran. Zunächst einmal mußte ich den Opel so lenken und drehen, damit er auch in Fahrtrichtung stand.
Es war schwer genug.
Ich mußte rangieren, die Reifen drehten durch, das Fahrzeug ruckte und schüttelte sich, ich fluchte leise, während Jane anfing zu lachen.
»So leicht wird es nicht sein!« kreischte sie. »Wir sind noch nicht weg, und ich habe nicht verloren.«
»Halt deine Klappe«, erwiderte Suko kalt.
»Der Stein wird zum Fluch für euch!« zischte sie. »Er gehört in unsere Hände, denn er ist längst nicht so wie der Hexenstein, dem Wikka ihre Schwärzung verdankt.«
»Auch dieser hat sie aufgesaugt«, erklärte Suko kalt.
»Sie wird zurückkommen!« erwiderte Jane überzeugt.
»Und wo steckt sie?«
Da schwieg die Hexe. Sie starrte auf ihre Hände, die durch die Fessel so dicht zusammenlagen.
Ich schaffte es endlich, den Wagen herumzubekommen. Auszusteigen hätte mir gerade noch gefehlt, dann wäre Jane unter Umständen zu einer Fluchtchance gekommen.
Langsam fuhr ich an. Dabei behandelte ich das Gaspedal so, als hätte ich ein rohes Ei unter der Sohle. Nur sehr dezent drückte ich das Pedal

nach unten.

Wir rollten durch den frisch gefallenen Schnee. Er war leider pappig, taute auch unter der weißen Fläche weg und wurde aus diesem Grunde so rutschig.

Da ich mich voll auf die Fahrbahn konzentrieren mußte, kam ich nur hin und wieder dazu, einen Blick in den Innenspiegel zu werfen, um nach Jane Collins zu schielen.

Steif saß sie neben Suko.

Das wunderte mich, denn ich war von ihr anderes gewohnt. Sollte sie tatsächlich so leicht aufgegeben haben? Da kam ich einfach nicht mit.

Das war gegen ihre Mentalität. Sie wehrte sich sonst stärker, wenn auch nicht mit körperlichen Kräften, so doch mit ihren Hexenkünsten, und sie mußte von Wikka einiges in der langen Zeit gelernt haben.

Ich traute ihr nicht über den Weg, wollte sie aber nicht auf den Gedanken bringen, deshalb sprach ich nicht mit meinen Freunden über die Vermutungen.

Das Tempo konnte ich nicht steigern. Vielleicht ging es auf den stärker befahrenen Straßen besser, falls überhaupt Autos bei diesem Wetter unterwegs waren.

Ich hatte vor, irgendwie zum Flughafen Brüssel zu gelangen. Leider wußte ich nicht, wohin ich fahren sollte, denn Hinweisschilder waren allesamt völlig verschneit.

Keinen Buchstaben konnten wir lesen.

Dann erreichten wir die Kreuzung. Ich mußte bremsen. Der Wagen kam auch zur Ruhe, dennoch blieb er schräg stehen. Ich hatte mich für die linke Seite entschieden, drehte am Lenkrad. Beinahe widerwillig nur schlugen die Räder ein, und plötzlich hörte ich hinter mir ein Geräusch.

Jane hatte es ausgestoßen.

Es war ein schrecklicher Laut. Ich wurde an einen Film erinnert, den ich vor Jahren mal gesehen hatte. Er hieß »Der Exorzist«. Da hatte ein Mädchen ebenfalls so gestöhnt, wie es Jane in diesen Augenblicken tat.

Ich vergaß den Start und drehte mich um.

Schräg lag Jane im Sitz. Dabei bildete ihr Körper eine Brücke. Zudem hatte sie sich aufgebäumt, den Mund weit aufgerissen, und aus ihm drang ein feiner, heller Gazestreifen. Ein Zeug, das mit dem Begriff Ektoplasma umschrieben wurde.

Suko zog ein erschrecktes Gesicht. Auch Mandra hatte sich umgedreht. Zu dritt starrten wir die ehemalige Detektivin an.

Sie würgte und keuchte.

Man konnte Angst bekommen, wenn man sie so ansah, auch uns war nicht wohl zumute, aber wir griffen nicht ein.

Das aus dem geöffneten Mund strömende Ektoplasma veränderte

seine Farbe. Es nahm einen grünlichen Ton an und sah aus wie Wasser aus großer Tiefe.

Die Wolke drang stoßweise aus der Öffnung. Sie drängte der Wagendecke entgegen, puffte lautlos davor und breitete sich dort aus, wobei sie nach vorn und hinten drängte.

Schon schwebte sie über unseren Köpfen, und das war mir überhaupt nicht recht.

Suko dachte ebenso, Mandra sicherlich auch, nur der Inspektor sprach es aus.

»John, halt dein Kreuz dagegen.«

Das hätte ich natürlich gern getan, doch ich zögerte, weil ich eine gewisse Furcht davor hatte. Ich wußte schließlich nicht, wie Jane reagierte. Sie stand mit der Wolke in einer unmittelbaren Verbindung, hing gewissermaßen an ihr wie an einem Tropf, und wenn ich die Wolke zerstörte, konnte es sein, daß diese Zerstörung nicht auch auf Jane, die Hexe, übergriff und sie vernichtete?

Jane stand auf der anderen Seite, daran gab es nichts zu rütteln, dennoch wollte ich sie nicht vernichten, sondern - wenn es eben möglich war -, heilen und wieder in ein normales Leben zurückführen. Dieser Vorsatz allein ließ mich zögern, das Kreuz einzusetzen. Obwohl ich damit sicherlich etwas erreicht hätte.

»John!« Jetzt drängte auch Mandra Korab. »Du mußt dich beeilen. Wir sind sonst…«

Auch ich merkte nun die Kraft der Wolke. Es war ein direkter Angriff, denn das unheimliche Zeug raubte uns den Atem. Es fiel mir bereits schwer, die Luft in die Lungen zu saugen, und mein Atmen glich einem stoßweisen Pumpen.

Mandra stieß bereits den Wagenschlag an seiner Seite auf. Er stieg nicht normal aus, sondern ließ sich nach draußen kippen und fiel in den nassen Schnee.

Suko bewegte sich hinter mir. Langsam, zeitlupenhaft kam es mir vor.

Er hatte seinen Arm in Richtung Fenster ausgestreckt, um die Verriegelung der Tür in die Höhe zu ziehen.

Schwer fiel es ihm, sehr schwer…

Auch mich hielt nichts mehr im Fahrzeug. Zugleich mit meinem chinesischen Freund und Kollegen öffnete auch ich an der Fahrerseite den Wagenschlag. Kalte Luft traf mich. Ich streckte die Beine vor, rutschte mit den Hacken aus und schaffte es, das Fahrzeug zu verlassen.

Endlich konnte ich wieder durchatmen.

Meinen Partnern erging es ebenso. Tief saugten wir die kalte Luft in unsere Lungen. Es war eine Wohltat. Auf wackligen Knien schritt ich um den Opel, wobei ich mich an seiner Karosserie noch abstützte. Die

Türen standen offen, aus ihnen quoll das grüne Zeug, stieg in die klare Winterluft und breitete sich allmählich über dem Wagen aus.

Wir husteten, schauten in das Innere des Fahrzeugs, und Suko keuchte:

»Das war noch nicht alles. Die hat einiges auf Lager. John, sie ist eine Hexe!«

»Soll ich sie töten?«

»Ja, bevor sie uns erledigt.« Mein Freund legte seine Hand auf den Griff der Dämonenpeitsche.

Sekundenlang verdichtete sich eine beinahe unerträgliche Spannung zwischen uns. Ich konnte den Inspektor verstehen. Er war es leid, auf Jane Rücksicht nehmen zu müssen, ich im Prinzip auch, dennoch konnte ich nicht über meinen eigenen Schatten springen.

Da wir nicht sprachen, vernahmen wir die Geräusche aus dem Wagen.

Jane hatte jetzt freie Bahn. Sie warf sich auf dem Rücksitz hin und her, dabei würgte und keuchte sie weiter, und noch immer drang aus ihrem Mund das grünlich schimmernde Ektoplasma.

»Wann hört es endlich auf?« flüsterte Mandra. »Das kann doch nicht immer so weitergehen!«

Der Meinung war ich ebenfalls, doch wir konnten nichts unternehmen.

Auch nicht, als Jane plötzlich zu reden anfing.

War es wirklich ihre Stimme?

Wir standen gebannt auf der Stelle und lauschten dem Klang. Nein, so hörte sich die Stimme der Detektivin nicht an. Nicht so rauh, so ächzend, so scharf.

Da sprach eine andere.

Ich wußte auch, wer es war.

Wikka!

Ich legte meinen Finger gegen die Lippen. Suko und Mandra verstanden das Zeichen. Wir drei hörten zu, was Wikka durch Jane sich oder uns mitzuteilen hatte.

»Die Träne des Teufels!« ächzte die Stimme. »Die Träne. Sie wird sich offenbaren. Der Satan hat sie nicht umsonst aus der Hand gegeben. Die Träne bringt das Grauen und das Verderben. Der Stein darf nicht… er muß zurück.«

Wir alle hatten es verstanden. Suko nickte mir zu. »John, da ist was mit dem Stein. Schau ihn dir an.«

»Klar.« Ich wollte ihn aus der Tasche nehmen, als wir alle drei plötzlich zusammenzuckten.

Das hatte seinen Grund.

Ein schrill klingendes, unheimliches Hupen erreichte unsere Ohren. Es kam von links, in diese Richtung wären wir, auch gefahren.

Von dort schob sich etwas heran.

Ein Ungeheuer. Groß, gewaltig, mit zwei gelben Glotzaugen in der breiten Schnauze. Riesige Räder durchwühlten die Schneedecke und ließen sich nicht stoppen.

Der Wagen war illuminiert wie ein Tannenbaum zu Weihnachten.

Bunte Girlandenketten umspannten ihn.

Was sich uns da näherte, war ein gewaltiger Überland-Truck. Diese Bullen wälzten alles nieder, was sich ihnen in den Weg stellte, sie waren die eigentlichen Herren der Straße, und der Wagen war schon ziemlich nahe.

Abermals hörten wir sein Horn.

Aggressiv und wütend klang es.

Straße frei!

Bei normalen Verhältnissen kein Problem. Aber nicht bei diesem Wetter und der verdammten Glätte.

So schnell wie der Truck heran war, konnten wir überhaupt nicht starten, sondern uns nur selbst in Sicherheit bringen.

Das taten Suko und Mandra auch. Sie bewegten sich bereits auf den nicht sichtbaren Rand der Straße zu.

Nur ich blieb noch stehen.

Der Fahrer des Trucks dachte überhaupt nicht daran zu stoppen, er senkte wohl ein wenig die Geschwindigkeit und warnte mich akustisch ein drittes Mal.

Jetzt hätte ich verschwinden können.

Ich tat es nicht, denn etwas hinderte mich daran.

Jane Collins!

Ich wollte sie aus dem Opel holen…

Vielleicht war es Wahnsinn, was ich da vorhatte, vielleicht auch nicht.

Jedenfalls würde, wenn der Truck nicht auswich und gegen den Opel donnerte, Jane Collins auf keinen Fall überleben.

Und das konnte ich nicht zulassen.

»John, das ist Wahnsinn!« Nicht nur Suko hatte den Satz gerufen, auch Mandra Korab.

Ja, es war vielleicht Wahnsinn, aber es bestand immerhin noch eine winzige Chance.

Der Boden war verflucht glatt. Dieser matschige Schnee machte ihn zu einer Rutschbahn, ich schlug nach hinten weg, drückte meinen Oberkörper nach vorn und konnte mich wieder fangen. Sogar so weit nach vorn werfen, daß ich die Türkante packte, mich daran festhielt und näher an den Opel heranzog.

Ich tauchte in den Fond.

Wieder dröhnte und gellte die Hupe.

Sie kam mir vor wie ein verzweifelter Warnschrei, es doch endlich

sein zu lassen, aber ich reagierte nicht darauf.

So rasch wie möglich tauchte ich in den Fond des Opel. Jane lag jetzt schräg, ihre Beine stachen in den Leerraum zwischen den beiden Sitzen.

Noch immer drang die grüne Plasmawolke aus ihrem Mund. Was sich da alles in ihrem Körper angesammelt hatte, mußte wirklich unwahrscheinlich sein.

Der Durchzug vertrieb die Wolke, er riß sie auseinander und wehte sie aus den offenen Türen.

»Jane!« schrie ich.

Sie wollte mich wohl nicht hören, denn sie hinderte mich daran, sie unterzufassen. Wild warf sie sich von einer Seite auf die andere, ihre gefesselten Hände hatte sie erhoben und wollte sie mir gegen den Schädel schlagen.

Soeben noch bekam ich meinen Kopf zur Seite, und es gelang mir endlich, sie zu packen.

Ich schleuderte selbst meinen Körper nach hinten und zerrte Jane Collins gleich mit.

Natürlich rutschte ich aus, landete am Boden, rollte mich herum und kam wieder auf die Füße.

Der Truck war fast da.

Jedenfalls schon so nahe, daß die Straße unter mir vibrierte, trotz des Schnees, der auf ihr lag, und ich warf einen schnellen Blick nach links.

Die Scheinwerferstrahlen waren zu Sonnen geworden, die in meinen Augen explodierten. Diese verdammte Nähe des Wagens konnte mich das Leben kosten, wenn ich nicht sofort wegkam.

Ich hörte Jane Collins schreien, als ich meine Finger in ihre langen Haare krallte. Anders hatte ich mir nicht mehr zu helfen gewußt, denn sie mußte weg.

Der Wagen bremste bereits.

Ich hörte das Zischen der Druckluft, doch die Straße war glatt, und der Truck würde es nicht schaffen.

Ein stählernes, unheimliches Ungeheuer rutschte näher und näher an den Opel heran.

Dann gab es plötzlich einen Punkt, wo ich die Umwelt vergaß. Ich dachte überhaupt nicht mehr an die Gefahr, die da auf mich zurollte, sondern nur noch an meine Aufgabe.

Ich mußte weg, nur weg. Nichts sollte mich mehr halten, auch nicht der verdammte Belag, der so rutschig war, daß ich keinen Halt mehr bekam.

Wie ein Wurm kam ich mir vor, die tobende und schreiende Jane hinter mich herziehend.

Ich erreichte eine getaute Stelle, konnte den Fuß auf den normalen,

wenn auch nassen Asphalt setzen und stieß mich mit aller zur Verfügung stehenden Kraft ab, wobei ich Jane Collins mitriß.

Schafften wir es?

Ja, wir konnten es packen.

Urplötzlich landeten wir im Schnee, ich gab mir noch einmal Schwung, damit ich weiterrollen konnte, hielt Jane Collins eisern an den Haaren fest. Wir überrollten uns, ich sah nichts mehr, nur noch die weiße Pracht und vernahm quasi im Unterbewußtsein den berstenden Donnerschlag.

Jetzt war es passiert.

Der Truck hatte tatsächlich nicht mehr rechtzeitig stoppen können und war voll in den wesentlich kleineren Opel hineingerast. Das war der Kampf Maus gegen Elefant.

Der Opel konnte nicht überleben, dafür war der Truck zu stark. Als bestünde der Wagen aus Pappe, so wurde er vorangeschoben und bekam auf dem seifigen Boden sogar noch einmal Fahrt, als der Druck zu groß wurde. Ich hatte mich aufgerichtet, deshalb konnte ich dies erkennen.

Die schweren Räder des Trucks rutschten nicht weit entfernt von mir vorbei, und der Leihwagen wurde immer kleiner.

Wie in einer Schrottpresse kam er mir vor.

Und plötzlich explodierte er.

Es gab ein lautes puffendes Geräusch, dann stand Benzin in Flammen, bildete eine Feuerwand, die sich gedankenschnell verteilte, so daß von dem Opel Rekord nichts mehr zu sehen war.

Ich spürte die Hitze. Glühende Teile wurden in die Luft geschleudert, fielen in den nassen Schnee, ohne Jane oder mich jedoch zu treffen.

Ich hatte mich wieder in den Schnee gepreßt. Was mit Suko und Mandra los war, wußte ich nicht, die Flammenwand blendete zu stark und nahm mir gleichzeitig die Sicht auf meine beiden Freunde, die an der jenseitigen Seite warteten.

Neben mir lag Jane. Nicht mit dem Gesicht im Schnee, sondern auf der Seite.

Sie starrte mich an.

Unsere Blicke trafen sich. Sie hatte noch immer die gleichen blauen Augen wie früher. Damals hatten diese mich so sehr fasziniert, doch heute da war alles anders.

»Jane, ich…«

Da traf mich der Hieb.

Mit allem hätte ich gerechnet, damit nicht. Trotz ihrer gefesselten Hände war es der Detektivin gelungen, mich voll und kalt zu erwischen.

Sie hatte ihre Hände zusammengelegt und aus ihrer liegenden Haltung heraus voll zu einem gewaltigen Rundschlag ausgeholt. Ein

Volltreffer wie er im Buche stand.

Zwischen Ohr, Wange und Hals hatte sie mich getroffen, und mein Kopf wurde hart zur Seite geschleudert. Ich sah Sterne, spürte ein Brennen auf der Hand, denn ich war auch vom Ring der Klinge getroffen worden. Jane hatte bei ihrem Schlag auch Schnee mit hochgewirbelt, so daß mir das feine Zeug die Sicht nahm.

Deshalb sah ich den zweiten Hieb auch nicht.

Ich spürte ihn aber.

Wieder hatte es meinen Schädel wie ein Dampfhammer getroffen. Ich konnte mich nicht mehr halten, vor meinen Augen blitzten Sterne, ich kippte zur Seite und fiel vollends in den weichen Schnee.

Ob ich den Triumphschrei der ehemaligen Detektivin tatsächlich noch hörte oder es nur Einbildung war, konnte ich nicht sagen, jedenfalls schaffte ich es nicht mehr, auf die Füße zu kommen. Etwas Dunkles legte sich über mein Bewußtsein. Ich wollte an meine Beretta, selbst das klappte wegen der Schwäche jetzt nicht mehr.

Dafür besaß Jane trotz ihrer Fesselung noch die nötige Bewegungsfreiheit. Ihr gelang es jetzt nämlich, beide Hände in meine rechte Tasche zu schieben, wo auch der Stein steckte.

Das alles bekam ich im Unterbewußtsein mit, konnte nichts dagegen unternehmen und wurde die Träne des Teufels los.

Die Hexe nahm sich das, was Wikka so gern gehabt hätte: Sie riß den Stein aus der Tasche und lachte schrill auf…

***

Dieses Lachen hörten auch Suko und Mandra. Sie standen zusammen, hatten erlebt, wie die beiden Wagen kollidiert waren und bekamen auch mit, daß John Sinclair nichts passiert war.

»Er hat es tatsächlich geschafft und sie rausgeholt!« sagte Mandra und schüttelte den Kopf, als könnte er es noch immer nicht glauben.

Suko wollte antworten, als der Opel plötzlich in Flammen stand. Blitzschnell geschah dies. Beide kamen nicht dazu, sich weiter mit ihrem Freund und der Hexe zu beschäftigen, denn sie mußten zurück.

Suko und Mandra hechteten flach in den Schnee. Sie rutschten noch ein Stück über den Boden, bevor sie endlich liegen blieben und ihre Köpfe mit den darübergelegten Armen schützten.

Auch sie hatten Glück und wurden von keinem brennenden Benzin oder umherfliegenden glühenden Teilen getroffen.

Nach einer Weile standen sie wieder auf.

Etwa zehn Meter entfernt war der schwere Truck zur Ruhe gekommen.

Durch irgendeinen Umstand hatte sich der Opel von der großen Schnauze des schweren Wagens gelöst, so daß dieser nicht in Gefahr geriet, ebenfalls in Brand zu geraten.

Suko und Mandra schauten zu, wie die Fahrertür des Trucks aufgewuchtet wurde und ein Mann aus dem Wagen sprang. Er hätte fast das Gleichgewicht verloren, drehte sich, konnte sich wieder fangen und stolperte auf Suko und Mandra zu.

»Verdammt, ihr habt es doch gesehen!« schrie er. »Ich konnte nicht bremsen.« Er sprach Deutsch!

»Ist schon gut«, erwiderte Suko in derselben Sprache und schob den Mann auf Mandra Korab zu. »Kümmere du dich um ihn.«

»Und du?«

»Ich muß nach John sehen.«

Suko schlug einen Bogen, überquerte die Straße an einer anderen Stelle, lief ein wenig zurück und sah seinen Freund im Schnee liegen.

Sein dunkler Umriß hob sich deutlich ab.

Er sah noch mehr. Eine fliehende Gestalt, deren schwerer Mantel fast offen stand und hinter ihr herwehte.

Das war Jane Collins!

Hatte sie John trotz allem überlisten können?

Suko jagte hinter ihr her und schrie gleichzeitig, so laut er konnte, ihren Namen.

Nie hätte er damit gerechnet, daß Jane auf ihn hören würde. Dennoch geschah es. Sie drehte sich um und blickte dem heraneilenden Chinesen entgegen.

Dabei bewegte sie sich fast so wie vorhin John Sinclair, als Jane am Boden gelegen hatte. Auch sie hatte ihren rechten Arm waagerecht vorgestreckt.

Und sie hielt etwas in der Hand.

Es war der Stein - die Träne des Teufels!

Der Inspektor wollte es eigentlich nicht, dennoch blieb er stehen.

Irgend etwas zwang ihn dazu.

»Ich habe ihn!« kreischte Jane Collins triumphierend. »Ich habe die Träne des Teufels. Und nun gib acht, was ich damit alles anstellen kann, du verfluchter Chinese…«

ENDE des ersten Teils

[1]Siehe John Sinclair Nr. 305 »Im Rattentempel«
[2]Siehe John Sinclair Nr. 235 »Hexenabend mit Jane Collins«
[3]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 028 »Das Teufelskind«
[4]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 026 »Kalis Schlangengrube«